Nr. 130 — Jahrgang 14 Einzelnummer 0,20 Zl. Sonntag, den 9. Juni 1929

Volkswille

Anzeigenpreis: 1/64 Seite 3.75, 1/32 Seite 7.50, 1/16 Seite 15.—, 1/8 Seite 30.—, 1/4 Seite 60.—, 1/2 Seite 120.—, 1 ganze Seite 240.— Zloty. Familienanzeigen und Stellengesuche 20% Rabatt. Anzeigen unter Text, die 3 gespaltene mm Zeile 0.60 Zl. von außerhalb 0.80 Zl. Bei Wiederholungen Rabatt.

Zentralorgan der Deutschen Sozialistischen Arbeitspartei Polens

Abonnement: Vierzehntägig vom 1. bis 15. 6. cr 1.65 Zl., durch die Post bezogen monatlich 4,00 Zl. Zu beziehen durch die Hauptgeschäftsstelle Kattowitz, Beatestraße 29, durch die Filiale Königshütte, Kronprinzenstraße 6, sowie durch die Kolporteure.

Redaktion und Geschäftsstelle: Kattowitz, Beatestraße 29 (ul. Kosciuszki 29). Postscheckkonto P. K. O., Filiale Kattowitz, 300174. — Fernsprech-Anschlüsse: Geschäftsstelle Kattowitz: Nr. 2097; für die Redaktion: Nr. 2004

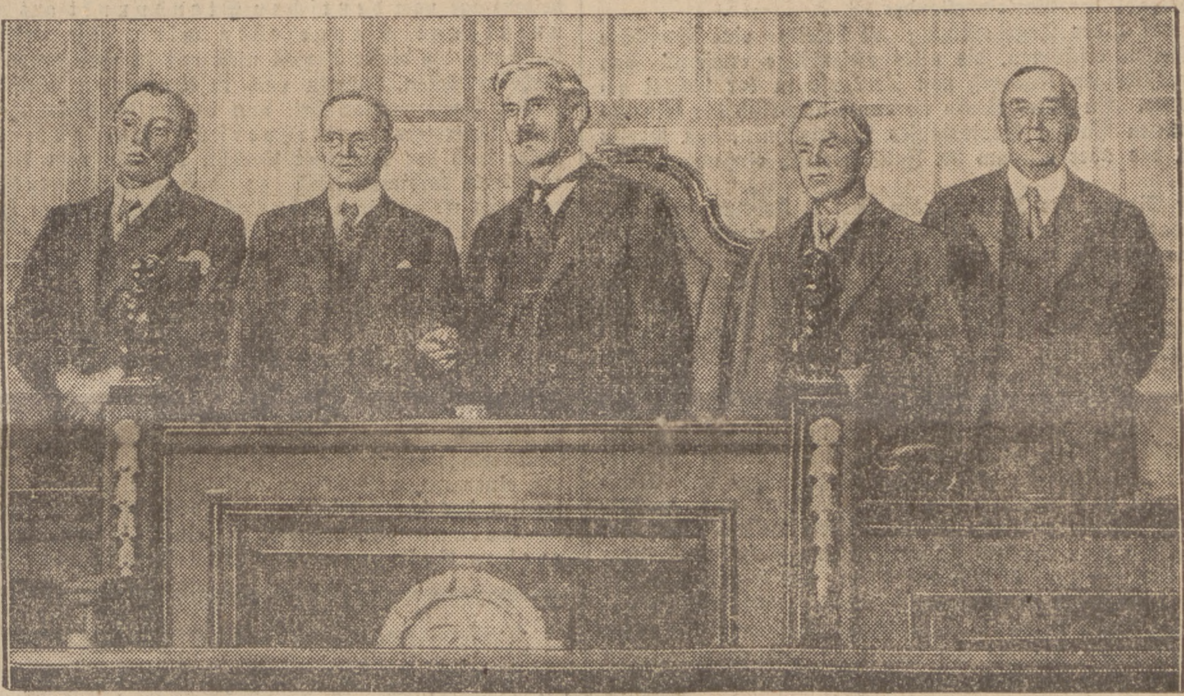
Die Ministerliste Macdonalds

Das Arbeiterkabinett gebildet — Sonnabend Empfang beim König — Der Liberale Jowitt zur Arbeiterpartei übergetreten — Genossin Bondfield der erste weibliche Arbeitsminister der Welt — Abschied der konservativen Minister

London. Die Mitglieder der konservativen Regierung begaben sich am Freitag nachmittag im Sonderzug nach Schloß **Windsor** und übergaben dort dem König **ihre Amtssiegel**. Der An- und Abfahrt wohnte eine große Menschenmenge bei. Die **arbeiterparteilichen Minister** werden am **Sonnabend** vom König empfangen werden.

Am Freitag Abend erfolgte die **amtliche Bekanntgabe** der **neuen Kabinettsliste**. Dem Kabinett gehören Persönlichkeiten an:

Ministerpräsident: Ramsay **Macdonald**.
Außenminister: **Henderson**.
Schatzkanzler: **Snowden**.
Lordsiegelbewahrer: **Thomas**.
Innenminister: **Clynes**.
Handelsminister: **Graham**:
Kommissar für öffent. Arb.: **Landsbury** (mit Kabinettsrang).
Lordkanzler: Sir John **Sankey**.
Generalstaatsanwalt: **Jowitt**.
Kolonialminister (Staatssekretär für die Dominions und Kolonien): Sidney **Webb**.
Lordpräsident: Lord **Parmoor**.
Staatssekretär für Indien: Kapitän Wedgewood **Benn**.
Kriegsminister: Tom **Shaw**.
Luftfahrtminister: Lord **Thompson**.



Die neuen Männer des englischen Kabinetts

haben folgende Ministerien übernommen (von links): **Thomas**, Großsiegelbewahrer und Minister für Arbeitsbeschaffung bezw. Vorsitzender eines wirtschaftlichen Generalstabes, der die Arbeitslosigkeit bekämpfen soll, — **Snowden**, Schatzkanzler, — **Macdonald**, Ministerpräsident, — **Clynes**, der Führer der Fabrikarbeiter, Innenminister, — **Henderson**, der Präsident der sozialistischen Arbeiter nternationale, Außenminister.

Gesundheitsminister: Arthur **Greenwood**.
Arbeitsminister: Frl. **Bondfield**.
Minister für Landwirtschaft und Fischerei: **Noel Buxton**.
Unterrichtsminister: Sir C. P. **Trevelyan**.
Erster Lord der Admiralität: A. V. **Alexander**.
Staatssekretär für Schottland: W. **Adamson**.

Das Kabinett ist damit vollständig, während die Liste der Persönlichkeiten, mit deren Amt kein Kabinettsrang verbunden ist, im Augenblick noch nicht ganz geschlossen ist.

Jowitt hat an Ramsay Macdonald einen Brief gerichtet, aus dem war die **Tatsache** seines **Austritts** aus der liberalen Partei und seines **Uebertritts zur Arbeiterpartei** hervorgeht.

Politische Friedhofsruhe

Seit Wochen besteht unsere politische Tätigkeit in Polen aus Kombinationen, die man sich nach Bedarf verfertigt, weil eben niemand weiß, was die kommenden Tage bringen werden. Eine sichere Prognose ist nicht möglich, da sich die Regierung in Schweigen hüllt, und man wartet auf eine Ueberraschung, die in Polen eigentlich politische Aktivität darstellt. So ohne jede Ueberraschung geht es ja nicht, denn es passieren Dinge, die der Oeffentlichkeit zu denken geben sollten, aber infolge unserer heutigen Zustände sich nicht auswirken können, weil die Gefahren, darüber etwas zu schreiben, doch zu groß sind und die Dinge selbst wiederum nicht die Opfer wert erscheinen lassen. Die Regierung schweigt und sie hat ja als ihr Programm durch den Ministerpräsidenten verkünden lassen, daß man sie nach ihren Taten beurteilen soll und da sie faktisch eben nichts tut, so glaubt man, daß wir in der besten Zufriedenheit zwischen Volk und Regierung leben. Ob die Regierung regiert oder die Oberstengruppe innerhalb des Regierungsblocks, ist nicht ganz durchsichtig, es muß ja auch gleichgültig erscheinen, da sich ja beide auf die Autorität Pilsudskis berufen, der der Träger der Wiedergeburt Polens und der heutigen politischen Zustände ist. Er hat ja erst dieser Tage einen neuen Brief verfaßt, der aber nur auszugsweise der Oeffentlichkeit bekannt ist und die Erwartungen, daß er wieder wie eine Sensation wirken wird, sind nicht eingetroffen, da man seine Veröffentlichung in vollem Umfange bisher nicht durchgeführt hat. Ob aus Rücksicht auf das Ausland oder auf die Abgeordneten, lassen wir dahingestellt, aber jedenfalls sind es wieder harte Abrechnungen mit dem Sejm, die im Zusammenhang mit dem Verbrauch der 564 Millionen Zloty aus dem Staatshaushalt stehen und deren Abrechnungsverweigerung zur Stellung des Finanzministers Czechowitz vor den Staatsgerichtshof führte. Pilsudski ist nun in diesem Prozeß als Zeuge zitiert worden, und da er ja bereits im ersten Schreiben ankündigte, daß der Staatsgerichtshof es nicht wagen wird, zusammenzutreten, so ist es immerhin schon ein Entgegenkommen, wenn er nach Verweigerung der Zeugnisaussage vor dem Richter an diesen wenigstens eine schriftliche Begründung richtete, die dann zu den Bemerkungen führte, die im Original bisher nicht bekannt ist, sondern sich auf Vermutungen stützten. Vielleicht erhalten wir doch den Inhalt und sind dann um eine Ueberraschung reicher. Aber diese erste Episode des Prozesses gegen Czechowicz endet mit einem Fiasko, denn Pilsudski übernimmt für alles die alleinige Verantwortung und gegen ihn sind alle Gerichte machtlos, denn er repräsentiert in Polen die Macht allein.

Die Gerüchte, die von einer außerordentlichen Sejmtagung im Juni wissen wollten, haben sich als übereilt erwiesen, die Regierung hat es lieber vorgezogen, ihre Steuerprojekte und sonstige Gesetzesvorlagen aus dem Parlament zurückzuziehen, so daß der Sejm auf die ordentliche Septembersession warten muß, um erneut nur das Budget beraten zu können. Die Folgen des Wirtschaftsberichtes von Dewey und nicht zuletzt auch die Reise Zaleskis nach Budapest haben uns eine Verärgerung mit unserem französischen Freund mitgebracht, der dadurch zum Ausdruck kam, daß man französischerseits eine Investitionsanleihe für Polen einfach ablehnte. Aber dies scheint ja auf die Regierung weniger Eindruck gemacht zu haben, denn man geht darüber offiziell einfach zur Tagesordnung über, mit dem Unterschied, daß eine Verstimmung bleibt und für die finanzielle Gestaltung Polens für später kein Vorteil zu erwarten ist. Die Wirtschaftsführer Polens drängen auf Regierungshilfe bei der kommenden Wirtschaftskrise, die Regierung selbst ist indessen der Meinung, daß in neuerer Zeit die Regierung selbst gegenüber diesen Kreisen das Ohr verschließt, weil sie ihr in ihren Plänen lästig werden.

Nach außen hin kann allerdings der Eindruck erweckt werden, als wenn in der Regierung selbst alles in bester Ordnung wäre. Aber hinter den Kulissen schweben Gerüchte, die besagen, daß man mit dem Ministerpräsidenten durchaus nicht zufrieden ist und daß man ihn gern durch Matuszewski ersetzen wollte, der ja bekanntlich der Verfechter des reinsten Mussolinismus ist, da er an den Quellen Roms die faschistische Praxis studieren konnte. Wann seine Zeit kommen wird, steht noch aus, aber es ist immerhin ein Mann in Reserve, wenn die Stunde kommt. In seinem Ressort als Finanzverweser ist ihm das Glück weniger hold, wie man dies aus dem letzten Ausweis der Bank Polski ersehen kann und die statistischen Aemter wissen auch kein günstigeres Bild zu malen, wenn es sich um die Gesamtlage der polnischen Wirtschaft handelt. Die Regierung hat ihre Ruhe, da ihr kein lästiges Parlament dazwischen redet, und wenn es selbst bei den heutigen Verhältnissen reden würde, so besitzt es doch keine Macht, an den Tatsachen selbst eine Aenderung herbeizuführen, denn sie liegt vollkommen in der Hand Pilsudskis. —

Während die politischen Parteien und ihre verschiedenen Kongresse und Konferenzen immer kräftiger ihre Stimme nach Erhaltung der Demokratie erheben und unverhohlen ihrer Meinung Ausdruck verleihen, daß die heutige politische Atmosphäre in Polen unerträglich ist, sind es die Obersten innerhalb des Regierungsblocks allein, die Aktivität wenigstens demonstrieren. Sie zeigen an, daß die Entscheidung fallen muß und bereiten nach eigenen Angaben Neuwahlen vor. Der Sejm muß die Verfassungsreform in der vom Regierungsblock eingereichten Fassung annehmen oder man wird das Volk entscheiden lassen. Es dürfte noch erinnerlich sein, daß man auf der Geheimtagung des Regierungsblocks vor Wochen bereits angekündigt hat, daß bis zur außerordentlichen Sejmsession die Abgeordneten dieser Gruppe eine besondere Tätigkeit entwickeln sollen, jetzt scheint man sich nach der Stimmung im Lande eines Besseren besonnen zu haben und verlegt die Entscheidung auf den Herbst. Da es ohne Zweifel keine Mehrheit für den Entwurf des Regierungsblocks in diesem Sejm gibt, so wäre seine Auflösung wahrscheinlich. Aber man muß sich auch gleichzeitig die Frage vorlegen, was dann, wenn die Regierung doch in der neuen Volksvertretung keine Mehrheit findet? Und schon heute kann man diese Frage klar beantworten, dann wird eben dieses neu zu wählende Parlament überhaupt nicht zusammentreten und jener Zustand einsetzen, den wir jetzt in Schlesien durchleben, daß es zwar eine Autonomie gibt, aber ein Organ fehlt, welches sie wirksam gestaltet und kontrolliert. Auch dem Warschauer Sejm und der Verfassung kann eine solche Zukunft blühen. Das Parlament ist zwar gewählt, aber es wird nicht zusammentreten. Die Scheindemokratie ist da, die Verfassung besteht, nur ist sie außer Funktion gesetzt. Es ist dies in Europa nichts Neues, Primo de Rivera hat dieses Kunststück auch durchgeführt und in Woldemaras fand er einen gelehrigen Schüler.

Was nun, erschallt es aus allen Richtungen, gedenkt man diesen Zustand denn auf die Dauer zu erhalten, wollen die Parteien denn nichts unternehmen, um diese Friedhofsruhe zu durchbrechen? Die Lemberger Studenten haben durch Judenprogrome den Anfang gemacht, um diese Friedhofsruhe zu durchbrechen. Aber für die Demokratie sind es heute noch nicht die Mittel, um die Reserve zu brechen. Die Zeit ist noch nicht reif, es liegt in der Hand der Regierung, die Initiative aufzunehmen, die Linksparteien können warten, das System ist unhaltbar und muß in sich selbst zusammenbrechen. Es ist viel einfacher, mussolinische Gesten nachzuahmen; einen Mussolini zu übertreffen ist schon schwieriger. Und das ist das wichtigste Moment in der Erscheinungen Flucht. Mehr Ruhe und Besonnenheit, kommt Zeit, kommt Rat, alles ist vergänglich, auch das heutige System der Friedhofsruhe in der polnischen Politik. —II.



Rücktritt des sächsischen Kabinetts

Nach der ersten Sitzung des neugewählten sächsischen Landtages erklärte Ministerpräsident Heldt verfassungsgemäß den Rücktritt der gesamten Regierung.

Der Reparationsplan unterzeichnet

Abschluß der Sachverständigenkonferenz — Der Reichskanzler an Owen Young

Paris. Der Bericht der Reparationskonferenz ist um 17.50 Uhr von allen Delegierten unterzeichnet worden. Der Unterzeichnungsakt für sämtliche Schriftstücke dauerte 20 Minuten.

*

Paris. Der letzte Nachmittag der Sachverständigenkonferenz. Schon bald nach 4 Uhr war die große Halle im Hotel Georg V., in dem nunmehr vier Monate hindurch die Sachverständigen getagt haben, voll von Journalisten, Filmleuten und Photographen. Im Saale selbst waren die Sachverständigen noch an der Arbeit, und zwar hinter verschlossenen Türen. Es galt, an die Redaktionsarbeit noch die letzte Feile zu legen. Kurz vor 15 Uhr hat man sich über die letzte Silbe geeinigt und es steht nun dem feierlichen Unterzeichnungsakt nichts mehr im Wege. Die Filmleute arbeiten fieberhaft, um sich den historischen Augenblick nicht entgehen zu lassen. Wieder scheint eine kleine Verzögerung einzutreten. Die Sachverständigen jedenfalls sind noch im Saal geblieben und hinter den Vorhängen. Man versucht durch die Glastüren zu beobachten, was drinnen vorgeht. Plötzlich ein Zwischenfall. Einer der großen Vorhänge, die die nach dem Konferenzsaal gehende Glastür bedecken, gerät in Brand, wahrscheinlich durch die dort arbeitenden Filmleute. Die Sachverständigen müssen den Konferenzsaal verlassen und dürfen auf dem Lichthof, auf den der Konferenzsaal hinausgeht, frische Luft schöpfen. Der Brand konnte bald von den herbeigerufenen Dienern gelöscht werden. Die Sitzung wurde fortgesetzt. Die Türen werden 10 Minuten vor 18 Uhr geöffnet und der Unterzeichnungsakt beginnt.

Als erste unterzeichnen Dr. Schacht und Geheimrat Kastl, die beide von schweren Arbeiten der letzten Tage stark erschöpft aussehen. Dann unterzeichnen die französischen Delegierten und die übrigen Sachverständigen in der Reihenfolge ihrer Ländernamen nach dem französischen Alphabet. Die Arbeit der Sachverständigenkonferenz ist beendet.

Der Reichskanzler dankt Owen Young

Berlin. Reichskanzler Müller hat an den Präsidenten der Sachverständigenkonferenz, Owen Young, nachstehendes Telegramm gerichtet:

„Anläßlich des Abschlusses der Pariser Reparationsverhandlungen beehre ich mich, Ihnen, hochverehrter Herr Präsident, den wärmsten Dank der deutschen Reichsregierung für Ihre unermüdliche und aufopfernde Arbeit sowie der ganzen amerikanischen Gruppe für ihre tatkräftige Mitarbeit auszusprechen. Reichskanzler Müller."

Deutschland lehnt den Dreierbericht ab

Keine Verhandlungsgrundlage für Deutschland — Vertagung des Minderheitsantrages wahrscheinlich Zaleskis Haltung — Vertagung auch der oberschlesischen Fragen

Madrid. Das Ratskomitee für die Minderheitenfrage ist am Freitag von neuem zu einer geheimen Sitzung zusammengetreten, um die Aussprache über den Londoner Minderheitenbericht zu eröffnen.

Staatssekretär von Schubert legte am Freitag im Völkerbundsratsausschuß ausführlich den deutschen Standpunkt in der Minderheitenfrage dar. Er ließ keinen Zweifel darüber, daß der Bericht des Londoner Dreierausschusses über die Minderheitenfrage vom deutschen Standpunkt aus als durchaus unzulänglich angesehen wird. Die tiefgehende Enttäuschung, die dieser Bericht nicht nur in allen europäischen Minderheitenkreisen, sondern auch in der ganzen deutschen Oeffentlichkeit hervorgerufen hat, kam in den Ausführungen des deutschen Vertreters unmißverständlich zum Ausdruck. Zeige doch der Londoner Bericht, daß der vom Völkerbundsrat eingesetzte Dreierausschuß zu der ganzen Angelegenheit eine durchaus negative Einstellung genommen habe.

Die Tatsache, daß der Schutz der Minderheiten zu den allerwichtigsten Aufgaben des Völkerbundes gehöre, sei durch diese Taktik vollständig verkannt worden. Dem Völkerbund liege die Pflicht ob, die Beschwerden einzelner Minderheiten in vollster Objektivität nachzuprüfen. Die Einführung eines ständigen Minderheitenausschusses beim Völkerbund sei daher eine Notwendigkeit. Die Reichsregierung sei sich zusammen mit den Minderheitenkreisen darüber einig, daß der in Madrid vorliegende Bericht des Dreierausschusses als Diskussionsvorlage keinesfalls in Frage komme. Es sei daher notwendig, einen neuen Bericht zu verfassen, der in erster Linie den Interessen der schutzbedürftigen Minderheiten selbst diene.

Briand wies dagegen in einer langen Rede auf die großen Gefahren einer Dauergarantie für die Souveränität der durch die Friedensverträge neugeschaffenen Staaten hin und bezeichnete die Bildung einer ständigen Minderheitenkommission beim Völkerbund als gefährlich und unmöglich.

Die Verhandlungen nahmen einen bewegten Verlauf. Der Vertreter von Kanada, Dandurand, und Finnlands Außenminister Prokope, brachten einen Antrag auf Vertagung auf die Sitzung im September ein.

Der Antrag stieß jedoch auf starken Widerstand einer Reihe von Abordnungen.

In der Aussprache machte Dandurand einen grundsätzlichen Vorbehalt zu den wesentlichen Punkten des Londoner Berichtes geltend und wies darauf hin, daß die kanadischen Vorschläge teils unberücksichtigt geblieben, teils in dem Bericht abgelehnt seien.

Für den Bericht tritt insbesondere der bekannte griechische Gesandte in Paris Politis ein, der auch als der einzige Urheber des Londoner Abkommens gilt. Bezeichnend für diese Lage sind die Erklärungen Zaleskis an die hiesige Presse, wonach Polen die Annahme des Londoner Berichtes mit geringfügigen Aenderungen beschlossen habe und den Völkerbundsrat darin unterstützen werde.

Zaleski hat hinzugefügt, daß gegenwärtig in Madrid oberschlesische Fragen voraussichtlich nicht zur Verhandlung gelangen würden, falls nicht rechtzeitig die geschädigten polnischen Schauspieler wegen der Vorgänge in Oppeln durch die deutschen Nationalisten Entschädigungsklagen vor dem Völkerbundsrats gelangen lassen würden. Es ist zu erwarten, daß von deutscher Seite gegen diese Form der Aeußerung des polnischen Ministers Zaleski in Madrid Stellung genommen wird.

Der französische Parteitag

(Von unserem eigenen Korrespondenten.)

Paris, Anfang Juni 1929.

Vom 9. bis 12. Juni wird der diesjährige französische Parteitag in Nancy tagen. Durch einen Beschluß des Nationalrats der Partei vom 2. Februar ist die Tagesordnung folgendermaßen festgesetzt worden:

1. Bericht des Sekretariats, der Kontrollkommission, der Kammerfraktion, des „Populaire", des Parteihauses, der Delegierten der Internationale und Kassenbericht.
2. Revision der Parteisatzungen.
3. Sozialistische Aktien und Schule.
4. Die Sozialversicherungen.
5. Neuwahl des Parteivorstandes.

Zu Punkt 1 der Tagesordnung ist bereits eine Broschüre von 132 Seiten erschienen, die alles wesentliche erwähnt, das seit dem vorjährigen Kongreß von Toulouse in der Partei geschaffen wurde. An erster Stelle ist dabei natürlich die Einrichtung des neuen Pariser Parteihauses zu erwähnen, das bereits bezogen ist, das aber erst am 30. Juni feierlich eingeweiht werden soll.

In der Sitzung des Nationalrats vom 2. Februar war auch vom Hauptausschuß der Partei ein Vorschlag einer Statutenänderung vorgelegt worden, auf Grund dessen künftig die Hauptparteiorgane sein sollen: Der Parteitag, der Zentralrat und das Exekutivkomitee. Das Wichtigste dabei ist die Ersetzung des von den Parteigruppen gewählten und etwa viermal jährlich tagenden Nationalrats durch einen vom Parteitag gewählten und mindestens alle sechs Wochen zusammentretenden Zentralrats.

Zum Thema „Sozialistische Aktien und Schule" liegen sehr interessante Anträge vor. Man will sich in Nancy darauf beschränken, nicht von der sozialistischen Zukunftsschule zu sprechen, sondern von dem heutigen französischen Erziehungs- und Schulsystem und von dem Ansturm der kapitalistischen und reaktionären Kräfte auf die weltliche Schule. Diese Debatten sind um so wichtiger, als man für das Jahr 1931 eine große Ausstellung und einen Kongreß zur 50jährigen Feier der Einrichtung des öffentlichen Unterrichts in Frankreich plant. 1881 wurden auf Anregung von Jules Ferry im französischen Parlament die ersten Gesetze angenommen, die für den weltlichen und obligatorischen Unterricht noch heute als Basis dienen. Der Abgeordnete Gaston Gourdeau hat bereits einen Gesetzesvorschlag in der Kammer eingebracht, durch den diese Feier für das Jahr 1931 vorgeschlagen wird. Im vergangenen Jahr besuchten die weltlichen Schulen 1 402 300 Mädchen und 1 567 291 Knaben, die Privat-Schulen dagegen 270 815 Mädchen und 500 014 Knaben, was übrigens zeigt, daß die Befürchtung, bei Einführung des Frauenwahlrechts würden die meisten Frauen rechts stimmen, durchaus nicht begründet ist. Der Parteitag könnte hierbei dazu kommen, sich überhaupt über die Frage „Sozialismus und Antiklerikalismus" auszusprechen.

Schließlich wird in Nancy über die Sozialversicherungen ausführlich gesprochen. Am 5. April vorigen Jahres wurde endlich nach langem Kampf der französischen Gewerkschaften ein Gesetz über die Einführung der Sozialversicherungen in Frankreich angenommen, dessen Anwendung spätestens am 5. Februar 1930 begonnen werden soll. Ein Verwaltungsdekret erschien dazu vor einigen Wochen, das 347 Artikel aufweist und im „Journal officiel" nicht weniger als 40 Seiten füllt. Neuerdings ist große Unruhe in den französischen Arbeiterkreisen dadurch geschaffen worden, daß verschiedentlich angekündigt wurde, das Gesetz vom 5. April 1922 solle revidiert werden, noch bevor man mit seiner Anwendung beginnt. Tatsächlich erklärte bereits der Arbeitsminister Loucheur, daß er für die Landarbeiter nachträglich besondere Bestimmungen zu schaffen gedenke. Das Prinzip des Gesetzes soll jedoch aufrechterhalten bleiben. Jetzt ist die Reaktion dabei, durch „Gesellschaften mit gegenseitiger Versicherung" bei denen den Arbeitern besondere Lockungen versprochen werden, wie der Erlaß des Mitgliedsbeitrags usw., noch vor Anwendung des Gesetzes möglichst viele Arbeiter in die Versicherungskassen der Arbeitgeber (statt später in die staatlichen) zu bekommen. Besonders das Textilkonsortium von Lille und Roubaix zeichnet sich durch sehr schlau erdachte Lockungsmethoden hierbei wieder aus. Es bedarf der ganzen Anstrengung der französischen Gewerkschaften und der französischen sozialistischen Partei, um die Arbeiterschaft davor zu warnen, sich von ihren wohlmeinenden Verführern fangen zu lassen.

Kurt Lenz.

Friede zwischen Papst und Mussolini

Die Vatikan-Stadt von päpstlichen Wachen besetzt.

Rom. Nachdem Mussolini mit seinem Gefolge den Vatikan verlassen hatte, galt das Interesse der Zuschauermenge, die sich inzwischen auf dem Petersplatz eingefunden hatte, dem Bronze-Tor des Vatikans, das zum ersten Mal seit 1870 wieder geöffnet wurde. Da durch den Austausch der Ratifikationsurkunden die Verträge in Kraft getreten sind, hat die Vatikan-Stadt als souveränes Gebiet zu bestehen begonnen und infolgedessen bezogen Freitag Mittag die päpstliche Gendarmerie und Abteilungen der Schweizer Garde ihre neuen Wachen, wobei sie mit militärischem Zeremoniell die Karabinieris ablösten. Das Publikum klatschte lebhaften Beifall.

Zusammenkunft der Locarnomächte

Madrid. In gut unterrichteten Kreisen rechnet man damit, daß in der nächsten Woche die Vertreter der Locarnomächte hier zu einer Besprechung zusammentreten werden, falls die englische Regierung einen Bevollmächtigten nach Madrid entsendet. Gegenstand der Besprechung soll die Durchführung der Genfer Entschließung vom 16. September 1928 sein, die die Regelung der Räumungsfrage sowie die Einsetzung eines Vergleichsausschusses vorsieht. Sollte England keinen Bevollmächtigtenvertreter zur Ratstagung nach Madrid entsenden, so wird ein Zusammentreffen der Vertreter der Locarnomächte nach dem Abschluß der Ratstagung in Madrid erwartet, an dem möglicherweise auch Macdonald teilnehmen würde.

Czechowicz kehrt wieder

Warschau. Ministerpräsident Switalski hat den früheren Finanzminister Czechowicz, gegen den bekanntlich das Verfahren vor dem Staatsgerichtshof schwebt, zum Mitglied des Finanzkomitees beim Ministerpräsidenten ernannt. Diese Ernennung hat in politischen Kreisen starkes Aufsehen hervorgerufen.

20 Jahre Kerker für Ratschitsch

Belgrad. Im Prozeß gegen die Mörder in der Skupschtina, Punisa Ratschitsch und Genossen wurde Freitag mittag das Urteil gefällt. Punisa Ratschitsch wird zu 20 Jahren Kerker verurteilt. Seine Mitangeklagten Popowitsch und Jowanowitsch wurden freigesprochen.

Eine geheimnisvolle Spionin in der Falout-Affäre

Prag. Die Untersuchung nach Mitschuldigen des Kapitäns Jaroslow Falout hat zu einem teilweisen Ergebnis geführt. Es wurde festgestellt, daß Kapitän Falout die entwendeten Schriftstücke in Dresden einer Frau, die eine bekannte Spionin sein soll, übergeben hat. Diese Frau hat Falout auch die Anweisungen der Spionagezentrale übermittelt. Es verlautet, daß der Deckname dieser Frau Charlotte Wolff lautet.

Charlotte Wolff trat sehr elegant auf. Soweit bekannt, besteht ihr Dienst in der Spionagezentrale hauptsächlich darin, durch persönlichen Einfluß Offiziere zu gewinnen, die zu geheimen militärischen Schriftstücken Zutritt haben. Es wird behauptet, daß Charlotte Wolff die Dame war, die am Sonntag den Unbekannten nach Prag begleitet hat, der einen Prager Rechtsanwalt als Verteidiger für Falout gewinnen wollte. Vorgestern tauchte die Vermutung auf, daß Charlotte Wolff in Prag sei, doch hat es sich herausgestellt, daß sie nicht mehr hier ist. Eine Dame, auf die die Personalbeschreibung der Spionin Charlotte Wolff paßt soll den Kapitän Falout auf seiner Reise von Dresden nach Prag bis an die deutsche Grenze begleitet haben.

Hoovers Instruktionen an den Botschafter Dawes

Neuyork. Kurz vor der Abreise des neu ernannten Botschafters Dawes fand eine lange Konferenz zwischen ihm, Präsident Hoover und Staatssekretär Stimson statt, wobei Hoover den Botschafter persönlich instruierte, wie er sich in den sofort in London anzuknüpfenden Abrüstungsbesprechungen verhalten solle. Man hofft allgemein in Washingtoner amtlichen Kreisen, daß persönliche Besprechungen zwischen Dawes und Macdonald auch die Frage des Zeitpunktes der Abrüstungskonferenz schnell zur günstigen Lösung bringen werden.



Die vollkommene Amerikanerin!

Miß Edna Peters aus Miami (Florida) wurde bei einem Wettbewerb um den vollkommenen Typ der jungen Amerikanerin als Siegerin erklärt. Hier ihr „Steckbrief": Haar dunkelbraun, Augen hellbraun, Alter 24 Jahre, Größe 1,65 Meter, Gewicht 50 Kilogramm. Siegerpreis: 5000 Dollar und eine Europareise!

Wann hört die kommissarische Wirtschaft in Kattowitz auf?

Die Sanacjaherrschaft in unserer Wojewodschaft entzieht dem schlesischen Volke die Selbstbestimmungsrechte. Der schlesische Sejm wurde aufgelöst, weil die Kritik, die von der Opposition geübt wurde, den Sanatoren unlieb war. Neuwahlen werden nicht ausgeschrieben, weil man eben die Kritik der Opposition befürchtet. Die Wirtschaft bei uns ist leider derart, daß es viel zu kritisieren gibt, aber man hält sich die Kritik dadurch vom Halse, daß man den Sejm nicht einberufen will und die Presse durch das Pressedekret knebelt. So wie in der Landesverwaltung wird auch in den Kreisverwaltungen vorgegangen. Man denkt hier überhaupt nicht mehr an die Ausschreibung von Wahlen für die Kreisausschüsse, sondern läßt die kommissarischen Vertretungen nach Herzenslust schalten und walten. In den schlesischen Gemeinden herrschen genau dieselben Zustände. In Radzionkau, in Schwientochlowitz, in Alt-Berun, in Hohenlinde, in Scharley, in Chropaczow und vielen anderen schlesischen Gemeinden wurden die Gemeindevorsteher von ihren Aemtern entfernt und durch kommissarische Vertreter ersetzt. In noch mehr Gemeinden wurden die ordnungsmäßig gewählten Gemeindevertretungen auseinandergetrieben und durch kommissarische Rada ersetzt. Was eine solche Rada für eine Gemeinde bedeutet, sehen wir in Kattowitz, in der Wojewodschaftshauptstadt. Sie hat der Wojewodschaftshauptstadt einen Bürgermeister geschenkt, den niemand haben wollte und welcher bei normalen Zuständen in der Stadt nie in seinem Leben zum Bürgermeister gewählt worden wäre. Mit den Stadtfinanzen wird auch dementsprechend gewirtschaftet. Die Sanatoren erhalten Subventionen wann und wieviel sie haben wollen. Der Westmarkenverband kommt stets mit leeren Taschen und füllt diese mit Steuergroschen, desgleichen die Aufständischen. Nun sind jetzt noch die Reserveoffiziere an die Stadt herangetreten. Sie wollen nämlich in Kattowitz tagen und selbstverständlich im Stadttheater. Da mußte sich die Stadt beeilen, den Reserveoffizieren das Stadttheater zur Verfügung zu stellen. Aber damit ist die Sache noch lange nicht abgetan. Die Herren Reserveoffiziere wollen sich in Kattowitz amüsieren, sind aber nicht gewillt, ihr Vergnügen selbst zu bezahlen. Wozu zieht schließlich die Stadt die Steuern ein? Sie verlangen also von der Stadt, daß sie alle Kosten übernehmen soll und die Stadtverwaltung hat nichts Eiligeres zu tun, als den Betrag von 15 000 Zloty für die Offiziere aus der Steuerkasse hinauszuwerfen. Es heißt, daß diese 15 000 Zloty nicht genügen werden und daß mehr Geld bezahlt werden muß. Geht es um die Ortsarmen und die Arbeitslosen bezw. um die hungrigen Kinder, dann ist kein Geld da und es wird um jeden Groschen gestritten und gefeilscht. Hier aber wirft man leichten Herzens 15 000 Zloty für Vergnügungszwecke aus. Das ist nur bei einer kommissarischen Wirtschaft möglich. Schon diese Tatsache allein beweist, daß es die höchste Zeit ist, mit den kommissarischen Radas aufzuräumen.

Wahr ist, daß abgesehen von den Sanatoren, die die Selbstverwaltung des schlesischen Volkes zerstören wollen, die gesamte Opposition für die Beibehaltung der Selbstverwaltung ist. Soweit stimmt die Sache, aber es wird in dieser Hinsicht viel zu wenig getan. Es hat den Anschein, daß die N. P. R etwas unternehmen will, um gegen die unhaltbaren Zustände in der Wojewodschaftshauptstadt etwas zu tun. Für den Sonntag beruft sie ihre Vertrauensleute für Groß-Kattowitz, um zu beraten, wie am besten gegen die Rechtlosigkeit angekämpft werden könnte. Zweifellos ist dieser Schritt zu begrüßen und die gesamte Opposition sollte laut ihre Stimme gegen die Rechtlosigkeit in den Gemeinden, im Kreise und im Lande erheben. Werden die Proteste laut, so können sie nicht unerhört bleiben. Schließlich kann sich die Arbeiterschaft ihre Selbstbestimmungsrechte nicht nehmen lassen.

Die Rawaregulierung soll 12 Millionen Zloty kosten

Bisher 9,1 Kilometer für 4,2 Millionen Zloty fertiggestellt

Als am 13. Juli 1926 der erste Spatenstich zu der großen Mündung der Rawa in die Brinitza bei Szabelnia getan wurde, da nahm man allgemein an, daß es hier, wie mit so viel anderen Sachen sein würde. In den nun seit diesem Zeitpunkt verflossenen drei Jahren ist es trotz der sich während der Arbeit herausstellenden Schwierigkeiten gelungen, ein neues Bett für die Rawa in einer Länge von bereits 9 Kilometern auszuheben, das Wasser umzuleiten und das alte Bett zum größten Teil zuzuschütten. Zusammen mit diesen Regulierungsarbeiten ging auch die Schaffung neuer Kläranlagen in der Nähe der Quelle und Mündung der Rawa, die an Stelle der veralterten Kläranlagen, die gesundheitschädlichen und übelriechenden Industriewasser reinigen und entduften sollen. Durch gute Berechnung ist es den Erbauern sogar noch gelungen, eine beträchtliche Summe des Voranschlages zu sparen. Jetzt darf man berechtigte Hoffnungen hegen, daß der Gesamtbau nicht mehr als 12 Millionen Zloty kosten würde. Natürlich muß vorausgesetzt sein, daß die Mittel weiterhin zur Verfügung stehen wie bisher. Schließlich ist dieser Plan mit seiner so notwendigen Regulierung letzten Endes nur eine leidige Geldfrage, da die Durchführung der technischen Arbeiten reibungslos vonstatten ging. Das bisherige Ergebnis ist vollkommen zufriedenstellend.

Wir wollen nicht schon jetzt daran zweifeln, daß die zuständigen Stellen alle Mittel dazu hergeben werden, um die Regulierung dieses so großzügigen Projektes zu fördern. Kattowitz soll noch in diesem Jahre durch die Neuanlage eines gedeckten Flußbettes ihren Anteil daran haben. Um die Vorteile kennenzulernen, die die Stadt selbst und andere Gemeinden an der Regulierung haben, muß bemerkt werden, daß

1. die industriellen und gewerblichen Abwasser abgeleitet werden,

2. Baugelände gewonnen wird, und

3. die Ueberschwemmungsgefahr beseitigt wird.

Der Rawazweckverband hatte deshalb die Presse zu einer Besichtigung geladen, damit die Oeffentlichkeit einmal genau über den gegenwärtigen Stand der Arbeiten unterrichtet werde. Wer den s. Zt. stattgefundenen Eröffnungsfeierlichkeiten im Jahre 1926 beigewohnt hat, muß darüber staunen, daß die damals gegebenen Versprechungen in den verflossenen 3 Jahren restlos erfüllt wurden. Man kann kilometerweit einen schönen geraden Flußkanal sehen, der an Uebergangsstraßen mit neuen Brücken versehen ist.

Die Ueberschwemmungsgefahr für Wiesen und Felder, die früher von den Besitzern so gefürchtet wurde, ist nun beseitigt. Dadurch wurde aber zugleich fast umsonst neues Baugelände geschaffen. Ein Beweis dafür ist, daß die Grundstücke im regulierten Abschnitt bei Schoppinitz jetzt um das zwei- bis dreifache im Preise gestiegen sind. Auch die neben der alten Rawa liegenden Brachfelder sind durch die Regulierungsarbeiten bebauungsfähig geworden. Hierfür sei nun angeführt, daß die ul. Bankowa am Tierpark vorbei nunmehr zu beiden Seiten bebaut werden kann.

Die Größe des Flußgebietes beträgt 88,5 Kilometer bei einer Länge von 19,6 Kilometern von der Quelle bis zur Mündung.

Als die Rawa — bis etwa 1875 — noch sauberes Wasser führte, befanden sich an ihrem Flußlauf 8 Mühlen, die durch die Wasserkraft des Flusses betrieben wurden. Erst durch die rasche Entwickelung der Industrie in den beiden letzten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts sind nicht nur diese Mühlen verschwunden, sondern das bisher klare Wasser wurde mit der rasenden Entwicklung der Industrie in demselben Maße verunreinigt. Das Flußbett wurde verschlammt und die Ueberschwemmungsgefahr wuchs von Jahr zu Jahr.

Bereits im Jahre 1881 wurde ein Plan der damaligen Behörden gefaßt, die Rawa zu regulieren. Die Pläne wurden ausgearbeitet, aber zur Durchführung kam es noch nicht. Wohl ging man in den folgenden Jahrzehnten oft daran die vorhandenen Pläne zu modernisieren, — zur Durchführung sind sie nie gekommen.

Sachverständige haben festgestellt, daß die Rawa mehr als 60 Prozent industrielle Abflüsse mit sich führt. Regen und Schnee bilden etwa 15 Prozent, während der Rest aus häuslichen Abflüssen besteht.

Daß durch die gesundheitsschädlichen Ausdunstungen in den vergangenen Jahrzehnten oftmals Epidemien entstanden, die noch dadurch vergrößert wurden, daß verschiedene Ortsteile das Trinkwasser der Rawa bei großen Hitzewellen entnahmen, braucht keiner besonderen Behandlung. So in den Jahren 1900 und 1911. Ebenfalls trat die kleine Rawa infolge starker Regenfälle in den letzten Jahrzehnten wiederholt über ihre Ufer und richtete große Schäden an.

Durch die jetzt sehr schnell fortschreitenden Regulierungsarbeiten sollen alle die genannten Uebelstände beseitigt werden. Bisher wurden ausgebaut 9147 Meter, so daß ein Rest von etwa 10,5 Kilometern zum Ausbau verbleibt.

Sehr wichtig sind auch die in Arbeit genommenen Kläranlagen, von denen die an der Klimsawiese noch im August d. Js. in Betrieb genommen werden soll. Die Gelder stammen aus Regierungsquellen und sind zu 3 Prozent zur Verfügung gestellt worden.

Durch die schnelle Arbeitsweise konnten Ersparnisse gemacht werden, weil die Materialien und auch die Löhne im vergangenen Jahre um etwa 60 Prozent gestiegen sind.

Bei der Durchführung der Regulierungsarbeiten werden alle technischen Neuerungen auf diesem Gebiete verwertet, da das alte Projekt nicht mehr zu verwenden ist. Ein völlig neues Projekt bildet der Bau eines Stromsammlers an der Rawa, der den Zweck haben soll, alle Hausabflüsse auf der rechten Seite der Rawa zu sammeln und in eine Kläranlage zu leiten, die noch gebaut werden soll.

Wie erklärt wurde, soll die kostspielige Ueberdeckung der Rawa in Kattowitz nur auf die ul. Moniuszki und dem Plac Zamkowy beschränkt werden, wodurch wiederum etwa 1,3 Millionen Zloty gespart werden wird. Die Röhren für den Stromsammler werden in Kattowitz selbst hergestellt.

Während sich früher das Bett in zahlreichen Windungen verlor, sieht man jetzt einen langen geraden Flußbecken vor sich. In den neueren Abschnitten hat man dem Wasser eine Steinsohle gegeben, während in den zuerst regulierten Abschnitten noch Holzbohlen als Unterlage verwendet wurden. Wie Fachleute erklärten, soll aber auch der Holzboden sehr dauerhaft sein.

Interessant dürfte noch sein, daß die städtische Gartenbaudirektion am neuen Rawabett 3600 Bäume, 54 000 Heckenpflanzen zur Befestigung, 7,2 Hektar Wiese angelegt hat. Diese Wiese dürfte der Stadt jährlich etwa einen Ertrag von 5000 Zloty abwerfen.

Alles in Allem kann man sich dahin fassen, daß der Stand der Arbeiten in jeder Richtung hin befriedigend ist. Es bleibt nur zu wünschen, daß auch die weiteren Arbeiten so reibungslos verlaufen mögen wie bisher.

H.

Polnisch-Schlesien

Folgen der Verhaftung des Abgeordneten Ulitz

Am gestrigen Freitag stand der verantwortliche Redakdakteur, Genosse J. Helmrich, angeklagt wegen Preßvergehen vor den Richtern. Im ersten Falle handelte es sich um einen Artikel aus der Nr. 17 vom 20. Januar d. J., der die Ueberschrift trug: „Dann würde er weinen“. Es handelt sich hierbei um keine Originalarbeit der Redaktion, sondern vielmehr um eine Uebersetzung aus der hiesigen „Polonia“, die wiederum den umstrittenen Artikel dem „Glos Narodu“ entnommen hat. Im Sinne des Artikels wird unser Wojwode Dr. Grazynski nicht gerade mit Schmeicheleien bedacht. Der „Glos Narodu“ greift Dr. G. heftig an und schildert den Amtsantritt unseres Hauptmanns, sowie die Art und Weise wie er sich in Schlesien durchzusetzen versuchte. Weder der „Glos Narodu“ noch die „Polonia“ wurden damals beanstandet, bei den deutschen Zeitungen ist es wahrscheinlich etwas anderes — lediglich der „Volkswille“ und auch die „K. Z.“, die denselben Artikel brachte, wurden beschlagnahmt und deren verantwortliche Leiter in den Anklagezustand versetzt. Da es in diesem Falle jedoch für den Angeklagten leicht ist den Beweis dafür zu erbringen, daß die beiden poln. Zeitungen nicht der Beschlagnahme anheimfielen, vertagte das Gericht die Verhandlung und gab dem Beklagten eine 7tägige Frist zur Beibringung div. Beweise.

Kurz nach dem ersten Prozeß fand dann die zweite Verhandlung statt. Zum zweiten Male an diesem Tage mußte Redakteur Helmrich die Anklagebank betreten.

War der erste Prozeß eine derjenigen Verhandlungen, von deren Behandlung man leicht zur Tagesordnung übergeht, so hatte der zweite Prozeß schon in der Zusammensetzung der Anklageschrift eine ganze Formierung erhalten. Die zweite Anklage betraf die Nummer vom 15. Februar 1929 und zwar die Artikel: „Verewigung des Hasses“, „Zur Verhaftung des Abgeordneten Ulitz“. In diesem Artikel befindet sich lediglich das Zirkularschreiben über die Verhaftung und der Wortlaut der Beschwerdeschrift des Deutschen Volksbundes an den Völkerbund. Gerade deshalb aber dürfte nach dem Gesetz, wie der Angeklagte hervorhob, keine Verurteilung erfolgen. Ob es zulässig ist, in ein schwebendes Verfahren einzugreifen, wollen wir der Staatsanwaltschaft zur Beantwortung überlassen. Jedenfalls steht fest, daß die Anklage nur deshalb erhoben wurde, weil über eine vollendete Tatsache, wie es die Verhaftung Ulitz ohne Zweifel ist, berichtet wurde. Der Lauf der Verhandlung war nur kurz. Das Gericht sah in der Veröffentlichung ein Vergehen und verurteilte den Angeklagten zu 600 Zloty Geldstrafe oder 60 Tagen Haft. — Gegen dieses Urteil dürfte Berufung eingelegt werden, die wohl ein anderes Ende der Anklage vorausahnen läßt. —

Trotz des Urteils sind wir uns noch immer nicht klar darüber, ob es ein Verbrechen, oder gelinde gesagt — Vergehen ist, über eine Verhaftung zu berichten.

Diesem Prozeß werden noch andere ähnliche anderer deutscher Tageszeitungen folgen und man darf gespannt darauf sein, ob alle eine und dieselbe Sache behandelnden Prozesse den gleichen Ausgang nehmen werden.

„Die Presse ist frei.“ !!! H.

Streik der Bismarckhütter Dreher

Gestern traten 200 Dreher in einen Proteststreik, da ihnen vom Urlaub ein Tag gestrichen wurde, und zwar wegen des Feierns am 1. Mai.

Zwei deutsche Kriminalbeamte verhaftet

Ein ungewöhnlicher Vorfall ereignete sich im Gerichtsgebäude anläßlich einer Verhandlung am 6. Juni. Zu dieser Verhandlung, in der ein August Labus wegen Einbruchs in die Firma „Elevator“ abgeurteilt werden sollte, waren die deutschen Kriminalbeamten Zuber und Wurek aus Gleiwitz erschienen, ebenfalls als Zeuge vorgeführt wurde ein gewisser Theobald Schneider, deutscher Staatsbürger, der gegenwärtig eine Gefängnisstrafe von 8 Monaten verbüßt. Bei einer Unterbrechung der Verhandlung sollen nun die beiden Kriminalbeamten dem Schneider zur Flucht verholfen haben. Nachdem sie sich mit dem Häftling unterhalten hatten, gaben sie ihm später eine Zigarette, was das Signal zu seiner Flucht sein sollte. Schneider riß sich auch von dem ihn begleitenden Polizeibeamten los und rannte weg. Die beiden Kriminalbeamten vertraten jetzt dem polnischen Beamten, welcher dem Flüchtling nachsetzen wollte, den Weg. Doch konnte der Ausreißer wieder festgenommen werden. Auf Anordnung des Staatsanwalts wurden die deutschen Kriminalbeamten festgenommen.

Anmeldungen für Saatenanerkennungen

Die Schlesische Landwirtschaftskammer in Kattowitz gibt bekannt, daß in diesem Jahre Anmeldungen für Saatenanerkennungen, u. zwar für Roggen, Weizen, Hafer, Gerste bis zur 2. Absaat, Leguminosen, Gräser, Oelfrüchte bis zur 3. Absaat, Kleegewächse und Feldgemüse aller Saaten, Kartoffeln bis zur 4. Absaat und Futterrüben und Möhren bis zur 1. Absaat vorzunehmen sind. Zuckerwirtschaften sowie die Anbaustellen sind ebenfalls zur Anmeldung verpflichtet. Die Anmeldungen haben beim „Wydzial Produkcji Rolnej w Cieszeniu“ (Ackerbauabteilung der Schlesischen Landwirtschaftskammer in Teschen) in nachstehenden Terminen, und zwar für Saaten bis spätestens zum 20. d. Mts., und für Kartoffeln bis zum 25. Juni zu erfolgen. Den Anmeldungen sind sämtliche Herkunftsbescheinigungen beizufügen. An die Landwirtschaftskammer bezw. an die P. K. O. Bankkonto Nr. 301 495 sind nachstehende Anerkennungsgebühren zu entrichten: Pro Hektar der angemeldeten Gesamtfläche und zwar bis zu 20 Hektar 5 Zloty, bis 40 Hektar 4 Zloty, bis 100 Hektar 3 Zloty und über 100 Hektar 2.50 Zloty.

Tödliche Unglücksfälle im Bergbau

Auf Kleophasgrube geriet der Häuer Karl Pradella zwischen die Puffer der Kohlenbahn und wurde von ihnen vollständig zerquetscht, so daß der Tod auf der Stelle eintrat.

Auf Richterschächte wurde der Maschinist Moczko von der Lokomotive überfahren. Auch hier war die Folge der Tod.

Was der polnische nationale Feiertag am 3. Mai einbrachte

Der frühere polnische Staatspräsident Wojciechowski hat den Wunsch ausgesprochen, an dem polnischen Nationalfeiertage, dem 3. Mai, Sammlungen für Volksbildungszwecke zu veranstalten. Dieser Wunsch ist in Erfüllung gegangen, weil jedes Jahr am 3. Mai Sammlungen veranstaltet werden. Neben der „Nalepka", die auch diesem Zwecke dient, werden Straßensammlungen u. d. gl. veranstaltet. In der schlesischen Wojewodschaft betreibt diese Aktion der Verein der polnischen Volksbibliotheken mit dem Sitz in Kattowitz. Was dieser Verein bezweckt, haben wir bereits geschrieben. Er unterhält annähernd in allen Orten polnische Volksbibliotheken, die für jeden zugänglich sind. Nun dürfte es interessant sein zu erfahren, was eine solche Sammlung am 3. Mai eingebracht hat. In dem Bericht lesen wir, daß in Kattowitz 4012,53 Zloty, in Königshütte gar 7197,34 Zloty, in Myslowitz 1564,11 Zloty gesammelt wurden. In allen Gemeinden Poln.-Oberschlesiens wurden zusammen 25 335,54 Zloty gesammelt. Aber nicht allein die öffentlichen Sammlungen sind es die am 3. Mai die Kasse des polnischen Bibliothekenvereins stärken, weil die Sammlungen auch noch bei den Gemeindeverwaltungen, den Industriellen, und den einzelnen Beamtenkategorien veranstaltet werden. So haben z. B. die schlesischen Gemeinden für diese Zwecke 7000 Zloty, darunter der Kattowitzer Kreisausschuß 4000 Zloty gespendet. Die schlesischen Industriellen gaben für dieselben Zwecke am 3. Mai 2990 Zloty. In den früheren Jahren waren die Industriellen für diese Zwecke freigiebiger gewesen und gaben mehr, jetzt müssen sie Inserate für die „Polska Zachodnia" geben und sind daher sparsamer geworden. In den Schulen werden selbstverständlich auch Sammlungen für die 3. Mai-Spende veranstaltet. Nicht einmal die Volksschulen werden verschont, obwohl doch diese lediglich von armen Arbeiterkindern besucht werden. Insgesamt haben die Schulen für die 3. Maispende den Betrag von 1136,08 Zloty geopfert. Dann kommen die Staatsbeamten an die Reihe, die nicht nein sagen dürfen. Die Postbeamten spendierten den Betrag von 273,30 Zl., die Gerichtsbeamten 173 Zloty, die Eisenbahnbeamten, die bei allen Anlässen daran glauben müssen, 87,35 Zloty und andere Arbeiterkategorien zusammen 499,40 Zloty. Insgesamt hat der 3. Mai dem Verein der polnischen Volksbibliotheken den Betrag von 37 494,67 Zloty gebracht. In der ul. Francuska in Kattowitz, baut der Verein ein großes Haus, für welchen Zweck seiner Zeit der Schlesische Sejm den Betrag von 150 000 Zloty bewilligt hat. In dem neuen Hause werden die Büroräume, eine große Bibliothek und eine Lesehalle untergebracht.

Wegen Erbschaftsstreitigkeiten zum Brandstifter

Die brennende Zigarette

Bereits seit längerer Zeit herrschten zwischen dem Arbeiter Valentin G. aus Sziern, Kreis Pleß, und dessen Eltern Feindseligkeiten, welche dadurch hervorgerufen wurden, daß Ersterem das ihm zugedachte Erbteil nach seiner Meinung deswegen nicht zugesprochen wurde, um ihn später zu enterben. Hierüber erbost, begab er sich in den späten Abendstunden des 15. März nach der Scheune seines väterlichen Anwesens, begoß das Innere mit etwa 2 Liter Petroleum und brachte dieses zur Entzündung. Der junge Mann begab sich alsdann in seine elterliche Wohnung und legte sich zu Bett. Die Scheune stand bald in hellen Flammen. Mit Hilfe der Wehr und Nachbarsleute gelang es das Feuer, welches zum Glück keinen großen Sachschaden anrichtete, zu löschen. Gegen den Brandstifter wurde gerichtliche Anzeige erstattet. Nach einer etwa zweimonatigen Untersuchungshaft wurde am gestrigen Freitag gegen den Brandstifter vor der Strafabteilung des Landgerichts in Kattowitz verhandelt. Zu dem Prozeß war eine Reihe von Zeugen geladen, welche jedoch keine konkreten Aussagen machen konnten. Angeklagter gestand die Tat ein, führte zu seiner Verteidigung jedoch aus, daß er an dem fraglichen Tage betrunken gewesen war. Das Urteil lautete wegen fahrlässiger Brandstiftung auf 2 Monate Gefängnis bei 2jähriger Bewährungsfrist.

Grobe Fahrlässigkeit ließ sich in einem anderen Falle der Arbeiter Franz K. aus Nikolai zuschulden kommen. In den späten Abendstunden des 20. März, und zwar nach einem mehrwöchentlichen Aufenthalt im Krankenhaus, kehrte dieser in stark betrunkenem Zustand nach seiner Wohnung heim. Dort legte sich K. in voller Kleidung und mit der brennenden Zigarette im Mund ins Bett und schlief bald ein. Die brennende Zigarette fiel auf das Bettlaken, welches in Brand geriet. Bald stand die ganze Wohnung in hellen Flammen. Nachbarsleute, welche die Rauchwolken bemerkten, drangen in das Innere der Wohnung ein. Das Feuer wurde von der herbeigerufenen Wehr gelöscht. Verschiedene Wohnungseinrichtungsgegenstände wurden vernichtet. K. welchen es gelang in bewußtlosem Zustande zu bergen, hatte sich wegen Brandstiftung am gestrigen Freitag vor der Kattowitzer Strafkammer zu verantworten. Der Angeklagte bekannte sich zur Schuld und bat um eine milde Bestrafung. Nach einer längeren Beratung wurde K. wegen fahrlässiger Brandstiftung zu 4 Monaten Gefängnis verurteilt.

Kattowitz und Umgebung

Einen seltsamen Aufzug

bekamen gestern nachmittags die Bewohner der Straßen von Katowice zu sehen. Zog da nämlich ein Mann einen vierrädigen Handwagen, beladen mit vier Kindern und seiner Habe durch den Ort, während die Frau von Haus zu Haus betteln ging, mit dem Vorwand, sie seien aus Deutschland ausgewiesen. Da sie von keiner Behörde Unterstützung erhalten, müssen sie bis in die Heimat ihres Mannes auf Schustersrappen ziehen. Die Frau hat sich aber beim Erzählen derart in Widersprüche verwickelt, daß man eher der Meinung war, daß sie nur die Gelegenheit, die augenblickliche Hitze gegen jedes Deutsche für sich in Anspruch nehmen, um auf bequeme Weise etwas für sich zu erben und weiteren Haß, durch dieses Herumwandern zu streuen.

Ausstellung der Kinderfreunde.

Am Sonntag, den 9. Juni, nachmittags 4 Uhr, findet im Saale des Zentralhotels eine Ausstellung der Kinderfreundearbeiten statt. Jede Genossin, jeder Genosse und Freund unserer Bewegung ist eingeladen. Freundschaft!

Mehr Vorsicht an den Straßenkreuzungen. Die Ecke ul. Mieleckiego—Marschalka Pilsudskiego ist wohl mit eine der gefährlichsten unserer Stadt und würde es zu bewillkommnen sein, wenn der Magistrat diese für bestimmte Fahrzeuge sperren würde. In den gestrigen Nachmittagsstunden ereignete sich dort ein Unglücksfall, der leicht bedenkliche Formen angenommen hätte. Ein die Straße passierender schwerhöriger Mann lief direkt in einen von der ul. Mieleckiego herunterkommenden Motorradfahrer. Beide sind gestürzt und trugen leichte Hartabschürfungen davon. Zieht man in Betracht, daß die Kreuzung in unmittelbarer Nähe von Schulen liegt und nach Schulschluß von hunderten von Kindern passiert wird, so wäre es nur wünschenswert, daß Automobile und Motorradler dort zu kleinster Fahrgeschwindigkeit angehalten werden.

Tätigkeitsbericht des Mietseinigungsamtes. Durch Urteilsspruch sind im Monat Mai durch das städtische Mietseinigungsamt in Kattowitz 37 Mietsstreitsachen zur Erledigung gelangt. 4 Anträge wurden zurückgezogen, weil eine Einigung erfolgte. Inzwischen sind zwecks weiterer Erledigung 61 neue Mietssachen beim Mietseinigungsamt eingelaufen.

Festsetzung des gesetzlichen Bankzinsfußes. Laut Verordnung vom 25. April 1929 über Neuregelung der gesetzlich zulässigen Bankzinsen wurde der von den Banken errechnete gesetzlich zulässige Höchstzinsfuß auf 13 Prozent festgesetzt. Weiterhin kann die Umsatzprovision von ¼ Prozent auch von dem Eingangssaldo der für den betreffenden Zeitraum errechneten Provision erhoben werden. Bisher erfolgte die Umsatzprovision nur von den Umsätzen.

Betr. Bau des städtischen Bürohauses. Der Magistrat in Kattowitz schreibt die Arbeiten zwecks Errichtung des neuen städtischen Bürohauses auf der Mlynska 4 in Kattowitz und Abbruch des alten Verwaltungsgebäudes aus. Offerten müssen in verschlossenen Briefumschlägen bis spätestens zum 18. d. Mts., vormittags 11 Uhr, auf Zimmer 58 des Magistrats vorgelegt werden. Vormittags um 12 Uhr erfolgt die Offertenöffnung.

Nach dem Erholungsheim Rabka verschickt. Im Auftrage des „Roten Kreuz" in Kattowitz werden am kommenden Montag weitere Kinder aus Kattowitz zum mehrwöchentlichen Aufenthalt nach der Erholungsstätte Rabka verschickt. Sammelpunkt ist an dem gleichen Tage, vormittags um 10 Uhr, vor dem „Roten Kreuz" in Kattowitz, ulica Andrzeja 9.

Eine Hochzeit mit Keilerei! In dem Hause des Paul Nawrat in Bittkow wurde am 5. d. Mts. eine Vermählung gefeiert. doch als es gerade am schönsten war, entstand zwischen Obengenanntem und seinem Sohn ein Streit, bei dem das Bajonett des Vaters auch ein Wörtchen mitzureden hatte. So erlitt der Sohn erhebliche Verletzungen der Lunge.

Diebstähle. In der Zwischenzeit, da sich Thomas Szafarczyk aus Mala Dombrowka in der dortigen Kirche befand, drangen unbekannte Täter in seine Wohnug ein und entwendeten zu seinem Schaden 540 Zloty. Wie es scheint, wird er nicht gut gebetet haben, denn sonst wäre ihm doch so etwas nicht passiert, oder doch? — Aehnliches spielte sich auf der ul. Slowackiego ab. Hier handelt es sich um unbekannte Himbeersaftliebhaber, die in der Nacht zum 5. d. Mts. in den Kellerraum der Jadwiga Turkowa eindrangen und daselbst mehrere Flaschen Himbeersaft im Gesamtwerte von 40 Zloty stahlen.

Die Bürgersteige in Zawodzie. Als im Vorjahre die Pflasterungsarbeiten auf der ul. Krakowska beendet wurden, da war man schon ziemlich tief im Herbst und man konnte an die Ausbesserung der Bürgersteige nicht mehr herangehen. Damals hieß es von seiten des Magistrats, im Frühjahr würde dieses erledigt. Es ist nun Juni und man sieht nichts von diesen Arbeiten, obwohl bereits im Frühjahr durch die Zeitungen auf diesen Teil von Katowice hingewiesen wurde. Damals kam nur ein Wagen der Stadt mit einem städtischen Arbeiter, um die herumliegenden Steine zusammenzuklauben. Möglich, daß der Magistrat, der sonst für alles andere Geld übrig hat, die Kosten für die paar Fuhren Räumasche scheut. Es ist aber mal so; in der inneren Stadt, da werden jeden Augenblick Straßen und Bürgersteige repariert, aber da, wo Proletarier wohnen, ist es wohl nicht notwendig. Die können weiter in Regenpfützen wandeln und auf einem Bürgersteig von ½ Meter Breite sich von jedem vorbeifahrenden Auto den Straßendreck auf ihre Kleider spritzen lassen. Also nochmals, Magistrat schaffe Abhilfe!

Der Kirchendiebstahl in Bogutschütz aufgeklärt. Wie wir erfahren, gelang es unserer Polizei, den schon bekannten Diebstahl in der Pfarrei in Bogutschütz aufzuklären, und zwar wurde eine gewisse Sophie Krol aus Zawodzie verhaftet, welche in die genannte Pfarrei eindrang und dort Leuchter wie auch andere Gegenstände entwendete und dann an die Antonie Lukaszka auf der ul. Batorego 8 in Kattowitz verkaufte. Letztere wußte, oder wollte wenigstens nicht gewußt haben, daß das, was sie gekauft hatte, gestohlen ist und war daher sofort bereit, die Sachen wieder abzugeben, was auch geschah. Jene Diebin aber, wurde verhaftet und dem Sond Grodzki in Kattowitz zugeführt.

Königshütte und Umgebung

Aus der letzten Magistratssitzung.

Auf der Donnerstagsitzung des Magistrats wurde die Einweihung des neuen Rathauses auf den 22. Juni des Jahres festgelegt, ebenso wurde beschlossen, die Uebersiedlung in dasselbe am 24. und 25. Juni vorzunehmen. Für das Orchester des 75. Regiments wurde die Summe von 10 000 Zloty bewilligt. Das Projekt für den Neubau der Schule IV, sowie ein Wohnhaus für die Lehrer bei der Schule V, die zur Zeit von Militär besetzt ist, wurde genehmigt. Weiterhin wurde beschlossen, für die gewerbliche Fortbildungsschule, für die städtische und Handelsschule,

Der Höllendoktor

(Die Fortsetzung des weltberühmten Romans: „Die Mission des Dr. Fu-Mandschu").
Von Sax Rohmer.

38)

„Inwiefern?"

„Ich habe mir damals die beiden Frauen vorgeknöpft. Sie plärrten mir alberne Ammenmärchen vor von dunklen Gestalten, die angeblich durch die Gänge schwebten und sich flüsternd über sie beugten, wenn sie zu Bette lägen; aber die ärgste Heimsuchung habe in etwas anderem bestanden: in spukhaftem Läuten von Glöckchen durchs ganze Haus."

„Glöckchen?"

„Es sei geradezu unerträglich gewesen. Nacht und Tag schrillten in der Wohnung die kleinen Glocken. Jedenfalls gaben die zwei Verstörten ihre Stellung auf, und drei oder vier Tage war das Giebelhaus nur von Herrn Maddison und seinem Diener Stevens bewohnt. Dieser erwies sich als bedeutend verläßlicherer Zeuge; ein anständiger, ruhiger Mensch, dessen Bericht seinerzeit starken Eindruck auf mich machte."

„Hat er das Läuten bestätigt?"

„Er schwor darauf. Manchmal sei es in der Luft, nahe der Decke, dann wieder unter dem Fußboden gewesen — als ob man Silberglöckchen in Bewegung setzte."

Nayland Smith erhob sich zu einer seiner nachdenklichen Zimmerpromenaden, wobei er lange blaugraue Rauchstreifen hinter sich herwehen ließ. „Ihre Erzählung, Herr Kommissar ist höchst romantisch. Man fühlt sich an jene ‚Astral-Glocken' erinnert, von denen ab und zu in Indien die Rede ist. Wie waren übrigens die näheren Umstände von Maddisons Tod?"

„Stevens kehrte gegen elf Uhr von einem Botengang heim und sah Licht in der Bibliothek. Als er auf sein Klopfen keine Antwort erhielt, trat er ein. Sein Herr saß in gestraffter Haltung in einem Stuhl, die Lehnen mit starren Fingern umklammernd und ein solch fürcherliches Entsetzen in den stieren Augen, daß der Diener fluchtartig Zimmer und Haus verließ. Dem armen Maddison war nicht mehr zu helfen. Der herbeigeholte Arzt fand keinerlei Anzeichen von Gewalt. Anscheinend war der Plantagenbesitzer, nach dem Ausdruck seines Gesichts zu urteilen, vor Schreck gestorben. Noch etwas anderes stellte ich fest: Das letzte Mitglied der Quäkerfamilie, die das Haus vordem bewohnte, soll sich durch eine bestimmte Erscheinung zu schleunigem Verkauf veranlaßt gesehen haben. Wenigstens behauptete das die Frau eines Handwerkers, der dort früher als Gärtner gearbeitet hat. Die Erscheinung, die er eines Tages im Vestibül wahrgenommen haben will, hatte die Gestalt einer leuchtenden Hand mit langem, dolchartigem Messer."

„Himmel und Hölle!" grunzte Smith. „Da hätten wir ja alles beisammen!"

„Der Eigentümer hielt damals den Vorfall geheim, bis er das Haus verlassen hatte; wahrscheinlich, damit das Besitztum nicht in üblen Ruf käme. Der Hauptteil der ursprünglichen Einrichtung blieb, und Maddison übernahm das Gebäude möbliert. Zweifellos wohl war es Angst, die ihn tötete — beim Anblick der Wiederholung — — —"

„... der feurigen Hand?"

„Ganz recht. Ich habe das Giebelhaus von oben bis unten durchpirscht und mit einem meiner Beamten eine Nacht darin verbracht. Wir sahen nichts; aber einmal vernahmen wir ganz leise das Glockengebimmel."

„Können Sie das beeiden?"

„Unbedingt! Es schien über unseren Köpfen zu sein. Wir saßen im Eßzimmer. Dann verstummte es, und wir hörten nichts mehr. Nach Maddisons Tod blieb das Gebäude einige Zeit unbewohnt, bis vor kurzem ein Franzose namens Lejay es miete."

„Wieder möbliert?"

„Ja. Nichts war entfernt worden —."

„Wer hielt das Haus in Ordnung?"

„Ein Ehepaar aus der Nachbarschaft. Der Mann versorgte Garten und Wege, und die Frau kam einmal wöchentlich, um das Innere der Wohnung nachzusehen."

„Und Lejay?"

„Traf erst vergangene Woche ein. Er hatte auf ein Halbjahr gemietet. Seine Familie sollte einige Tage später nachkommen. Mit Hilfe des bewußten Ehepaars und eines französischen Bedienten brachte er das Haus in Ordnung. Vorigen Freitag, ungefähr um Mitternacht, alarmierte der Lakai die Nachbarschaft mit dem Schreckensschrei ‚Die feurige Hand'! Als endlich ein Polizeibeamer erschien und ein paar beherzte Anwohner mit ihm den Anfahrtsweg zum Giebelhaus betraten, fanden Sie Lejay im Freien tot, nahe den Stufen vor dem Eingangsportal. Sein Gesicht trug denselben Ausdruck des Entsetzens ..."

Eine kurze Pause. Dann fragte Smith: „Waren Sie seitdem wieder im Giebelhaus?"

„Am Samstag. Aber es ergab sich nicht der geringste Anhaltspunkt. Der Mann starb offenbar auf gleiche Weise wie Maddison: aus Angst. Man sollte das Haus niederreißen. Es ist verflucht!"

„Verflucht ist das richtige Wort," nickte ich. „Nie hab' ich Aehnliches vernommen. Dieser Franzose hatte keine Feinde? Fand man ein mögliches Motiv?"

„Nein — nichts. Lejay war ein Kaufmann aus Marseille, und seine Geschäfte hielten ihn zuweilen für längere Zeit in unserem Lande fest. Daher entschloß er sich, sein Heim zeitweilig hierher zu verlegen."

Nayland Smith durchmaß mit zunehmendem Tempo das Zimmer. Er zupfte nervös am linken Ohr — seine Pfeife war längst erloschen.

25. Kapitel.

Die Geisterglocken.

Ein hochgewachsener, bärtiger Mann riß die Tür meines Zimmers auf und wirbelte ungestüm herein. Er trug einen steifen Hut, der ihn miserabel kleidete, und einen schweren Mantel, der ihm nicht paßte.

„Alles in Ordnung, Petrie! Ich hab' das Giebelhaus gemietet."

Es war Nayland Smith! Verblüfft beglotzte ich ihn.

„Seit der denkwürdigen Episode mit dem falschen Zopf ist es das erstemal, daß ich eine Verkleidung anwende." Mein Freund stellte seine braune Ledertasche auf den Boden. „Diese Sachen hab' ich mitgebracht, falls du das Haus in Augenschein nehmen möchtest. Heut abend zieh' ich dort ein!"

Zwei Tage waren verstrichen, und ich hatte das sonderbare Spukhaus schon fast vergessen. Smith offenbar um so weniger. Neugierig öffnete ich das Köfferchen. Es enthielt eine verwunderliche Zusammenstellung von Anzügen, ferner einige graue Perücken und eine goldgeränderte Brille.

Nayland Smith, den ihm viel zu weiten Hut im Nacken, schritt grübelnd auf und ab. „Weißt du, Petrie — ich traue dem Makler nicht ganz. Daher mietete ich das Haus unter dem Namen eines Professors Maxton."

(Fortsetzung folgt.)

Unterhaltungsbeilage des Volkswille

Die Privatsekretärin

Novelle von Felix Rohmer.

Als der Millionär Calburgh, der mit Portlandzement seine erste Million und mit Geländespekulationen auf Coney-Island den anderen, größeren Teil seines Vermögens erworben hatte und zudem Inhaber einer gutgehenden Fabrik zur Herstellung fragwürdiger Kosmetika war — als also dieser Mr. Calburgh eines Vormittags durch das Büro ging, in dem der Lärm von zwanzig Schreibmaschinen tobte, fiel sein Blick auf ein blondes Mädchen, sehr jung noch, mager, vom Aussehen eines Pariser Gamins, aber auch von eigenartiger Schönheit. Das Mädchen sah ihn groß und frech, mit unverhohlener Neugier an und dachte nicht daran, ihm „Guten Morgen" zu sagen. Bis schließlich Calburgh selbst den Hut vom Kopf riß und grüßte — worauf sie dankte wie eine Dame, hochmütig und impertinent.

Calburgh war eigentlich wütend. Er glaubte, sich durch seinen Gruß eine Blöße gegeben zu haben — was mochte sich das Mädel überhaupt einbilden? Sie tat, als wäre sie hier Herrin und er ihr Diener. Und dabei lebte sie von seiner Gnade — sie sah bestimmt nicht so aus, als ob sie zu Hause Kaviar und Lachs äße, eher verhungert.

Calburgh klingelte und ließ den ersten Clerk kommen. Brown stürzte herbei; blieb abwartend in der Mitte des Privatkontors stehen.

„Wie heißt die Stenotypistin in der zweiten Reihe links?" fragte Calburgh, „das Gesicht ist mir neu."

„Griffith — Dora Griffith."

„Alt?"

„Neunzehn."

„Tüchtig?"

„Soweit ich es beurteilen kann, ja. Ist erst vor vierzehn Tagen von mir engagiert worden."

„Aha — deshalb fiel mir ihr Gesicht auch auf. Was wissen Sie über ihre Familienverhältnisse?"

„Wenig — ich habe nicht Zeit, mich damit zu beschäftigen. Aber sie scheint aus dürftigen Verhältnissen zu stammen. Sehr gute Erziehung. Aber Vater dann verarmt, später gestorben. Auch die Mutter. Hat einen Vormund, der ihr, seitdem sie achtzehn wurde, nicht einen roten Cent mehr gibt. Ist also ganz auf sich gestellt."

„Das ist genug. Sie können gehen. Und — und schicken Sie mir das Mädchen rein."

Dora Griffith kam; vor seinem Schreibtisch blieb sie stehen, sah den Chef an, in derselben kühnen und etwas neugierigen Art, die ihn vorher gezwungen hatte, den Hut vom Kopf zu reißen.

„Wissen Sie eigentlich, Fräulein Griffith, daß ich Ihr Chef bin?"

„Jetzt — ja."

„Und vorher, als ich durch das Büro ging? Sie ahnten wohl nicht, wer ich sei?"

Er hoffte, sie würde nein sagen. Aber sie lächelte kurz und kalt.

„Ich habe keinen Augenblick daran gezweifelt, daß Sie Mr. Calburgh seien. Ich habe Sie bereits des öfteren gesehen."

Der Nachsatz versöhnte ihn ein wenig. Sie hatte sich also für ihn interessiert. Er reckte sich gerade und rückte mit der Linken beiläufig seine Krawatte zurecht. Dennoch überkam es ihn plötzlich, daß er wild mit der Faust auf den Tisch schlug und schrie:

„Ja, zum Teufel, warum grüßen Sie denn nicht, wenn Sie wissen, wer ich bin?"

Dora Griffith zuckte nicht mit der Wimper bei diesem unerwarteten Ausbruch von Jähzorn. Sie zog mit maßlosem Staunen die Augenbrauen hoch und ihr Gesicht erhielt einen Ausdruck von Spott, Abwehr und Stolz, vor dem Calburgh unwillkürlich ein bißchen in sich zusammensank.

„Ich — Sie — grüßen?" fragte Dora Griffith. „Ich verstehe nicht — ich bin doch eine Dame! Mein armer, toter Vater hat mir immer gesagt, daß es Pflicht der Herren wäre, zuerst zu grüßen. Und — ich hielt Sie für einen Gentlemen!"

„Raus!" brüllte Calburgh — und sie entfernte sich langsam, verständnislos den Kopf schüttelnd.

Draußen gab's ein großes Gemurmel und Getuschel. Man hatte den Ausbruch Calburghs gehört und war überzeugt, daß Dora Griffith nun werde gehen müssen. Einigen, die wußten, daß sie keine Eltern hatte, tat das Mädchen leid.

Aber am nächsten Tag teilte Brown ihr mit, daß Calburgh sie zu seiner Privatsekretärin bestimmt habe. Dora Griffith schien gar nicht erstaunt und bezog mit seltsam kühlem Lächeln das kleine Zimmer dicht neben Calburghs Allerheiligstem. „Er wird sie zu seinem Verhältnis machen" hieß es, und es war mehr Neid als Verachtung in dem Tonfall, mit dem man diese Selbstverständlichkeit besprach. Vielleicht hatte Calburgh dies tatsächlich beabsichtigt, anfänglich. Aber je häufiger er mit Dora Griffith zusammenkam, desto wahnsinniger schien es ihm, etwas derartiges von ihr zu erwarten. Nach sechs Monaten — er diktierte ihr gerade einen überaus wichtigen Geschäftsbrief — fragte er sie plötzlich in einer kurzen Pause, ob sie seine Frau werden wolle. Sie blickte ihn einige Sekunden sehr fest und fast prüfend an, dann sagte sie ruhig „Ja", und er beendete sein Diktat.

Sie waren noch nicht lange verheiratet, als Allau Thomsen, der Makler, Calburgh in seiner Privatwohnung aufsuchte. Calburgh wollte ihn mit seiner Frau bekannt machen, aber deren Zofe sagte, Dora wäre ausgegangen: shopping. Die beiden Herren setzten sich nun in Calburghs Arbeitszimmer und besprachen ihre Angelegenheiten. Es handelte sich um die geplante Fusion von Calburghs Fabrik mit zwei anderen Unternehmungen bedeutenden Umfanges. Ein gewaltiges Objekt.

„Ich müßte mindestens die Hälfte der Aktien dieser Gesellschaften kaufen", grübelte Calburgh. „Aber dazu brauche ich 18 Millionen. Und wenn ich meinen Kredit bis aufs äußerste anspanne, kann ich nicht mehr als zwölf zusammenbekommen. Die Sache ist indiskutabel."

„Sie hätten Edith Hamilton heiraten sollen, wie Sie es früher mal planten. Sechs Millionen hätte die vom Alten mindestens bekommen" schalt Thomsen. „Ich verstehe nicht, warum Sie es nicht taten. Warum Sie dieses arme, junge und — verzeihen Sie — meinem Empfinden nach nicht einmal hübsche Mädchen geheiratet haben."

Thomsen sprach frei von der Leber weg — er wußte, er durfte sich einiges herausnehmen. „Schließlich sollte man doch auch ein wenig ans Geschäft denken."

Dies letzte Wort war es, das Calburgh schwer traf. Es genierte ihn, zu denken, der andere könne meinen, er, Calburgh, habe sich durch eine törichte grüne Leidenschaft hinreißen lassen. Das mußte seinem Kredit schaden. Er suchte nach einer anderen Erklärung und fand doch im Augenblick nichts Besseres, als grunzend zu sagen:

„Ich — ich hatte da einige Verpflichtungen — ich habe Dora Griffith eigentlich aus — Mitleid geheiratet."

Er hatte nicht gemerkt — und auch Thomsen war es entgangen — daß Dora inzwischen zurückgekehrt war und leise und sanft, um nicht zu stören, das Zimmer betreten hatte. Gerade rechtzeitig, um die letzten Worte ihres Gatten zu vernehmen. Sie ging schnurstracks auf seinen Tisch zu und sah Calburgh kalt und stolz an:

„Wie lange waren wir eigentlich verheiratet, Calburgh?" fragte sie. Dann drehte sie sich rasch um und ließ ihren Mann grau und zitternd sitzen.

„Ich habe ihren Stolz verwundet — das verzeiht sie mir nie," erklärte Calburgh dem Makler, der ihn erstaunt und verständnislos ansah.

Er raffte sich endlich empor, überließ seinen Gast sich selbst und stürzte nach Doras Zimmer. Aber sie war schon fort mit einem kleinen Koffer, der alles barg, was sie an persönlichem Eigentum vor der Hochzeit besessen hatte.

Sicher wollte Dora die Scheidung in die Wege leiten, aber das kostete Geld, und sie hatte fast nichts. Calburgh seinerseits hatte keine Veranlassung, irgend etwas in dieser Richtung zu unternehmen. So ruhte die Angelegenheit einstweilen. „Sie wird schon wieder zur Vernunft und zurückkommen" tröstete sich Calburgh. Aber sie kam nicht. Als vier Wochen verstrichen waren — vier trostlose Wochen, in deren Verlauf Calburgh abmagerte, als hätte man ihn auf halbe Rat‹io›n gesetzt — beauftragte er ein Detektivbüro, Doras Aufenthalt zu ermitteln. Das Ergebnis war niederschmetternd. „Sie wohnt irgendwo im Norden, in einem kümmerlichen Pensionat, und es scheint, daß sie — hungert."

Calburgh schickte ihr einen Scheck über fünftausend Dollars, „für die erste Zeit," wie er ihr in einem de- und wehmütigen Brief, den er beilegte, schrieb. Er bat sie um eine Unterredung, um eine Aussprache. Er würde alles erklären.

Am nächsten Tage kam der Scheck ohne Begleitwort zerrissen zurück, in einem unfrankierten Umschlag, von jener scheußlichen Sorte, wie man sie, fünf Stück für einen Cent, in kleinen schmierigen Läden zu kaufen bekommt.

„Sie hat schon nicht mehr Geld für Porto — sie wird sterben vor Hunger," stöhnte Calburgh. Ruhelos ging er in seiner Wohnung auf und ab. Ab und zu wischte er sich verstohlen die Augen ,die feucht geworden waren. „Das sind Tränen," dachte er. Genau wußte er es nicht — er hatte, so lange er zurückdenken konnte, noch niemals geweint.

„Sie ist zu stolz — sie wird niemals etwas von mir nehmen, solange ich lebe," dachte er dann und sofort kam ihm auch der andere Gedanke: „Aber wenn ich sterbe — das Vermächtnis eines Toten, seine Erbschaft kann sie doch nicht ausschlagen?"

Diese Ueberzeugung setzte sich in seinem Hirn fest. Er überlegte nicht lange, telephonierte seinen Notar an und schloß sich für eine halbe Stunde mit ihm in seinem Arbeitszimmer ein.

Und der Notar hatte seine Wohnung noch nicht erreicht, als sich Calburgh bereits eine Kugel in die Stirn jagte.

Das war genau um dieselbe Stunde, als zwei Hafenarbeiter am East River die Leiche von Dora Griffith, die vor dem Gesetz noch immer Calburghs Frau war, aus dem Wasser zoger

Michails Tod

Novelle von Benedikt Zorn.

„Nein", sagte Schebrakow und blickte mit festen Augen auf seinen Gast, während er nervös seinen asiatisch herabhängenden Schnurrbart zauste. „Sie brauchen meiner Frau gar nicht so mitleidig nachzuschauen — Alexander hat sich längst damit versöhnt, zu hinken, ein halber Krüppel zu sein. Mitleid — Mitleid verdiente höchstens ich, der ich sie geheiratet habe ohne sie zu lieben und mählich beginne, sie zu hassen, ohne mich von ihr trennen zu können.

Sie kennen eben die ganze Geschichte nicht — wie das alles kam. Diese verfluchte Revolution drüben hat schuld —

Das war 1920 — irgendwo unten in Rußland. Ich war Kommandant des sogenannten Donez-Detachements vom General Wrangel, wir lagen bei Ugolni. Sie müssen sich mal vergegenwärtigen, wie damals alles drunter und drüber ging in Rußland — das heißt, ein richtiges Bild können sie als Deutscher sich gar nicht davon machen ...

Aber jedenfalls war es so: die weiße Front — unsere Front — im Abbröckeln, überall klafften bereits riesige Lücken. Ich hatte seit Wochen keine Verbindung mehr mit dem Hauptquartier, befand mich mit meiner Handvoll Leuten, deren Schicksal in meiner Hand lag, wie auf einer Insel — umbrandet von den Roten, die sich bereits in einem starken Keil zwischen uns und das schützende Hinterland im Südwesten geschoben hatten.

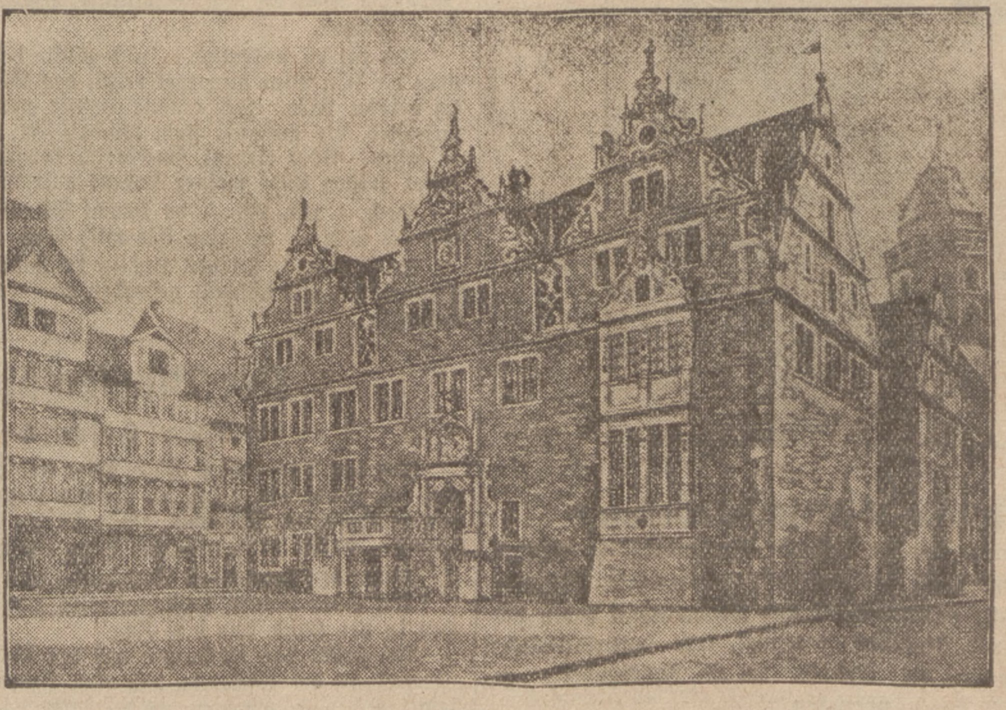
Es war eine verdammt schwierige Situation — wir saßen halbwegs in einer Mausefalle und ich hatte einstweilen nicht die geringste Ahnung, wie wir uns herausretten sollten. Meine Leute wußten alle, daß es um Sein oder Nichtsein ging, und meine Offiziere natürlich erst recht. Wenn die Roten erst mal genau unsere Stellung herausbekamen und merkten, wie kümmerlich das Häufchen war, das ihnen gegenüberstand, waren wir verloren.

Aber wir waren alle so begeistert und hoffnungsfreudig — die letzten Mitteilungen von der Südwestfront, die uns zu Ohren gekommen waren, berichteten von großen Erfolgen Wrangels. Man hatte ihren Vater erschlagen vor einem Jahr, in Kursk — hingeschlachtet wie ein Stück Vieh. Ihre Mutter hatte die Blutat ansehen müssen, ohne helfen zu können, und war aus Gram in halber geistiger Umnachtung bald darauf gestorben. Seitdem war Rache der beherrschende Trieb in Alexandras Seele. Sie war die Gattin meines Leutnants Michail Terassow, eines zarten, sensiblen, etwas schwärmerischen jungen Menschen — wie sie zu diesem Mann kam, werde ich nie begreifen.

Alexandra jedenfalls war tapfer, stark, robust, mit einem sportgestählten Körper. Schön, aber ein halber Mann. Sie bettelte solange, bei mir dienen zu können, mit ihrem Gatten zusammen, bis ich „ja" sagte. Es war nicht richtig, natürlich. Aber es geschahen so viele unglaubliche Dinge in jener Zeit. Wir steckten sie in eine Uniform, und bei Gott, einen besseren Soldaten habe ich nie gehabt. Klaglos ertrug sie alle Anstrengungen und Strapazen, und was ihren Mut anbelangt, mancher Mann hätte sich davon ein Stück abschneiden können. Es war beinahe unnatürlich — sie hätte nicht leisten können, was sie in der Tat leistete, wenn ihr abgrundtiefer Haß ihrem Körper und ihrer Seele nicht immer wieder neue Antriebskraft gegeben hätte.

Die Unmöglichkeit einsehend, unsere exponierte Stellung weiter zu halten, hatte ich mich entschlossen, mich in der nächsten dunklen Nacht vorsichtig von unserm Feind zu lösen und zu versuchen, nach Südwesten auszuweichen. Eine schwierige Aufgabe, bei der alles darauf ankam die Gegner über unsere Bewegung und unsere Stärke im unklaren zu lassen. Schwierig? Was sage ich! Die Sache war beinahe hoffnungslos, weil wir durch mehr als zehn Kilometer über ein völlig ebenes Gelände marschieren mußten, wo kein Baum, kein Strauch uns Schutz und Deckung gewährte. Aber es mußte versucht werden.

Als es soweit war, gab ich strengstens Befehl, jedes, aber auch jedes Geräusch zu vermeiden. Es galt, sich mit der Gewandtheit und Lautlosigkeit von Indianern fortzubewegen —



Das Rathaus von Hannoversch-Münden

die Leute verstanden mich gut, sie wußten, was auf dem Spiel stand, und ich konnte mich auf sie verlassen, unbedingt.

Die Sache ließ sich gut an, wirklich. Aber das Unglück wollte, das wir auf einen vorgeschobenen Posten der Roten stießen, an einer Stelle, wo wir bestimmt kein Hindernis erwarteten. Natürlich hatte ich eine derartige Möglichkeit in den Umkreis meiner Berechnungen gezogen. Es galt nun, diesen Vorposten zu überwältigen, ohne von der Schußwaffe Gebrauch machen zu müssen — mit dem Seitengewehr, mit der nackten Faust, wenn's nicht anders ging.

Aber es waren ihrer zu viele — es war einer zu viel! Diesem einen gelang es, den Revolver zu ziehen — der Schuß traf Alexandra, die mit einem unterdrückten Schrei zu Boden fiel, das Gesicht in der Erde vergrabend.

Ich sagte ihnen ja schon von Michail Terassow — wie er war: zart, empfindlich, leicht aus der Fassung zu bringen. Ein halber Mann, keine solche Landsknechtsnatur wie meine andern Leute — obgleich... ich gebe es zu... es schwer gewesen sein müßte, auch für andere, in diesem Augenblick ein ganzer Mann zu sein.

Jedenfalls — als Michail sein Weib zu Boden stürzen sah, sank er in die Kniee, heulte wie ein Kind, küßte sie. Sprang dann plötzlich auf, schrie laut, durchdringend, verzweifelnd — in dem klagenden Ton eines Tieres, das das Beil des Schlächters über seinem Kopfe aufblitzen sieht.

Ich preßte ihm die Hand vor den Mund, um ihn zum Schweigen zu bringen. Aber die Verzweiflung gab ihm Riesenkräfte — er stieß mich zurück und brüllte wieder wild, tierisch, daß ich glaubte, man müsse es bis ans Ende der Welt hören.

Sicher hat er Alexandra wahnsinnig geliebt — sie besaß alles das, was ihm fehlte, und war zudem ein wirklich schönes Weib. Aber ich — nun ich wußte, daß das Leben von tausend Menschen von meiner Haltung in diesem Augenblick abhing — jeden Augenblick mußte ich befürchten, daß die Scheinwerfer der Roten aufflammen, suchend umherspähen und uns entdecken würden — wir standen wie auf einem großen, flachen Teller.

Ich hatte keinen Augenblick zu verlieren. Ich suchte wohl nach einem Ausweg — aber schließlich gab es nur eine Möglichkeit, den schreienden, fast irrsinnigen Mann zum Schweigen zu bringen. Ich hielt ihm meine Pistole an die Stirne und drückte ab — er sank in sich zusammen und war sofort tot.

Tausend Menschen — bedenken sie wohl! Alles geschah im Verlauf weniger Sekunden — es gab keine Zeit zum Ueberlegen. Heute noch nach acht Jahren — wenn ich daran denke, so weiß ich, ich konnte einfach nicht anders handeln.

Wie wir dann doch aus diesem Hexenkessel herauskamen, das gehört schon nicht mehr hierhin. Es gelang uns sogar, Alexandra in Sicherheit zu bringen — wir wollten sie nicht in die Hände der Roten fallen lassen. Anfänglich glaubten wir ja, sie wäre tot, aber später stellte es sich heraus, daß die Kugel ihr nur die Kniescheibe zerschmettert hatte. Sie war vor Schreck ohnmächtig geworden, erwachte während des Transportes und brachte sie im Evakuationslager unter — sagte ihr noch, sie wäre bei dem Vorpostengefecht gefallen als Held des Tages.

Was sollte ich sonst sagen? Die Wahrheit wäre zu genau gewesen. Sie hörte mich an, ohne zu weinen — ja, es schien mir, daß ein dankbares Lächeln über ihre Lippen huschte, als ich ihr mit großer Beredsamkeit ausmalte, wie tapfer sich ihr Mann geschlagen hätte, damals...

Vor fünf Jahren traf ich sie wieder, hier in Berlin, wohin uns das Schicksal auf mancherlei Umwegen verschlagen hatte. Sie hinkte und war ein halber Krüppel — es ging ihr sehr schlecht, zumal sie die Sprache nicht recht beherrschte, und das Leid um Vergangenes hatte bereits herbe Linien in ihr einst so schönes, junges und kühnes Gesicht gegraben.

Wir begegneten uns häufig — und jedesmal war ihr Anblick ein stummer Vorwurf für mich. Ich fühlte mich in irgendeiner Art verantwortlich für sie, für ihr Schicksal. Hatte ich nicht ihren Mann getötet, hatte ich sie nicht ihres Ernährers beraubt — war es nicht meine Schuld, daß sie nun in fremdem Lande, fern von der Heimat, so einsam, so hoffnungslos dahinleben mußte?

Als ich diese Vorstellung nicht länger ertragen konnte, habe ich Alexandra schließlich geheiratet. Es ging mir gut, zum mindesten erträglich — ich habe ein bißchen Glück gehabt, hier — und ich wollte versuchen, ihr wenigstens die Sorge um ihre Existenz von den Schultern zu nehmen, ihr ein Zuhause zu schaffen.

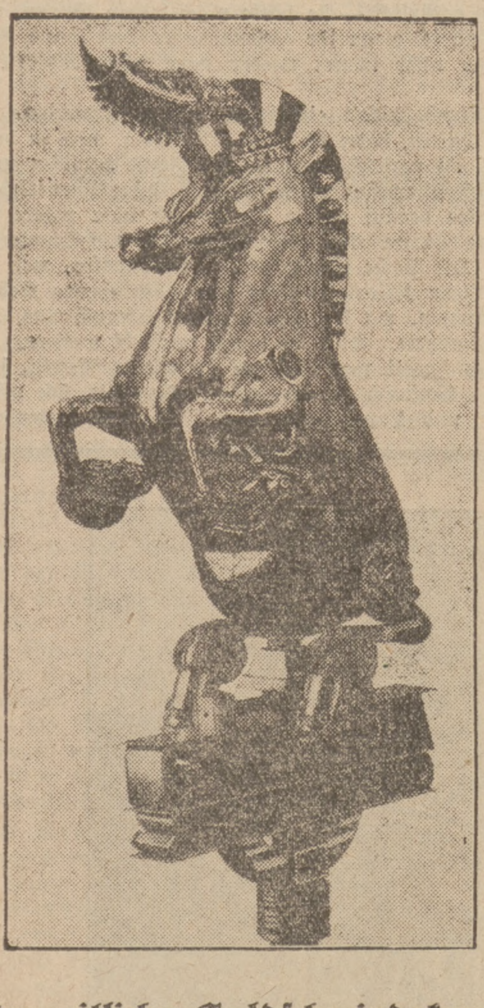
Ich habe sie geheiratet — trotzdem ich sie nie geliebt habe, trotzdem sie lahmt und ein Krüppel ist. Ich glaubte, ich würde mich daran gewöhnen — und ich habe mich daran gewöhnt.

Aber das andere — was für eine Qual! Wenn ich ihr, wieder und wieder, erzählen muß, wie Michail starb, heldenhaft mit seinen Feinden ringend — klaglos lächelnd starb für sein geliebtes Vaterland, das heilige Mütterchen Rußland. Ich glaubte, sie hat immer Angst gehabt, Michail würde im entscheidenden Augenblick sich nicht recht bewähren — sie glaubte im Innersten nicht an sein Heldentum, deshalb muß ich es ihr so oft bestätigen.

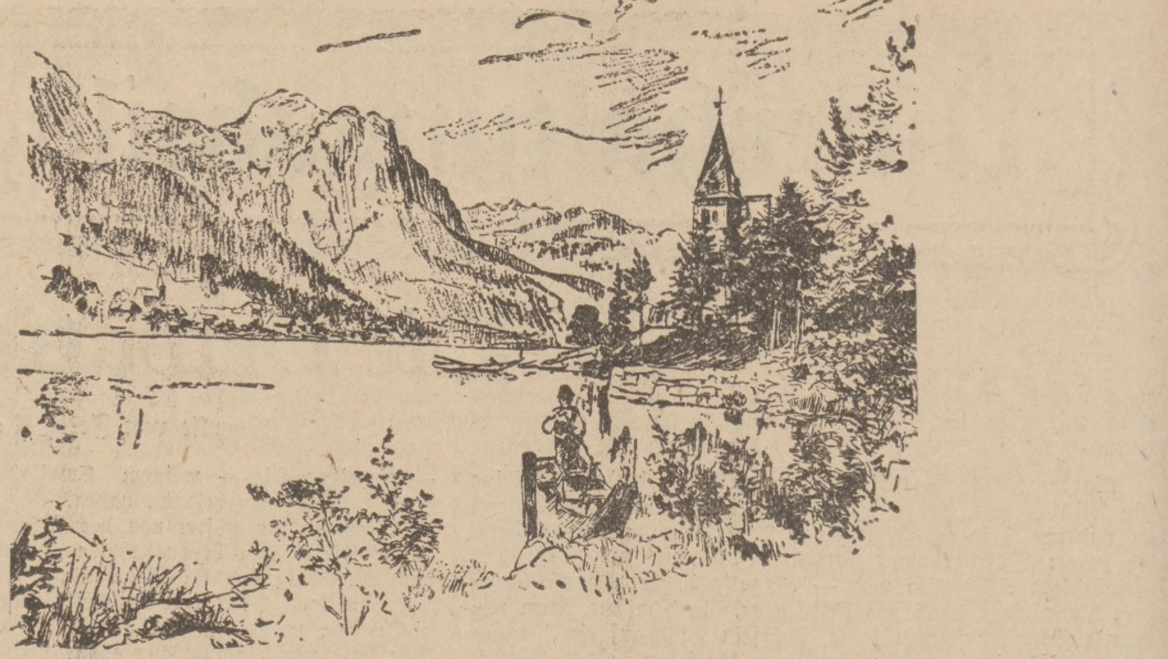
Ich tue es, natürlich... und blickte dabei auf meine Hände, über die sein Blut hinweggespritzt, das Blut ihres Mannes, den ich getötet habe. Ich ersinne immer neue Einzelheiten dieses Gefechtes, die geeignet sind, Michail im besten Licht erscheinen zu lassen. Aber einmal, fürchte ich, kommt der Tag, wo ich an dieser großen Lüge meines Lebens zusammenbrechen muß.

Doch — pst, pst... da kommt Alexandra zurück. Verraten Sie sich nicht — verraten Sie mich nicht...

Da bist du ja wieder, Lex — ich habe eben unserm Freund hier erzählt, wie Michail gestorben ist — er war voller Bewunderung!..."



Neuzeitliche Goldschmiedekunst
zeigt dieses Einhorn, das die bekannte Kunstwerkstätte Möhler in Schwäbisch-Gmünd für den dortigen Gesangverein „Gamundia" geschaffen hat. Hammerarbeit und Meißeltechnik haben sich mit Belötungen und Emaillen vereinigt, um mittelalterliche Goldschmiedekunst in die Sprache des 20. Jahrhunderts zu übersetzen.



Der Grundlsee in Steiermark
Ein Alpenidyll aus dem schönen Oesterreich bildet der sechs Kilometer lange Grundlsee, durchflossen von einem der Quellflüsse der Traun und umrahmt von Bergwäldern, Weilern und blumigen Wiesen.

Eine A.-G. wird gegründet

Von O. Berting.

Paul saß schon lange im schwärzesten Pech. Teilweise kam das auch daher, weil er sich seine Handschuhe viel sorgfältiger auszuwählen pflegte als seine Freunde.

Verlangte er jetzt von jemandem sein eigenes ausgeliehenes Geld zurück, klagte der Betreffende sofort mit kummervoller Miene über seinen Mangel an Verständnis für — die Nöte der anderen.

Einst schlich Paul verdüsterten Gemüts, bleichen Angesichts, mit den Händen in den Hosentaschen und einer peinlichen Leere im Magen durch die Straßen. Vor einem bösartig teuren Restaurant machte er plötzlich verwundert Halt: am Fensterbrett sah er einige seiner Freunde sitzen, die eifrig damit beschäftigt waren, sich über die Not der Zeit mit gutem Wein hinwegzuschwemmen.

Paul trat ein. Offensichtlich kitzelte sein Anblick seine Freunde — seine sogenannte Freunde — nicht unbeträchtlich am Gewissen. Doch ließ er ihren Seelenzustand voller Großmut unbeachtet, überlegte einen Augenblick und ließ sich dann kurz und sachlich hören: „Ich will euch ein Geschäft vorschlagen!"

Dieses Stichwort rettete die Lage im Nu. Vier Zigarettendosen blitzten gleichzeitig vor ihm auf, man ließ ihm ein Glas bringen und fragte sogar, ob er nicht etwas essen wolle.

Natürlich wollte er. Dann rückte er mit seinem Vorschlag heraus. Demzufolge sollten seine Freunde sein Leben für eine Million versichern, wogegen er sich verpflichtete, sich — vorbehaltlich der Lieferung des dazu erforderlichen Alkohols — binnen drei Monate zu Tode zu trinken.

Zuerst weigerten sich die Edlen; wenn auch nicht gerade mit dem Brustton der Ueberzeugung. Dann gaben sie nach. Aus reiner Menschenfreundlichkeit. Denn Paul behauptete, daß er sich so wie so selbstmorden würde. Angesichts dieses unerschütterlichen Entschlusses konnten sie natürlich nicht anders, als ihm die Durchführung seines Vorhabens möglichst angenehm zu gestalten.

So wurde die A.-G. auf Pauls Ableben gegründet.

Für Paul begann nun eine Zeit, die allerdings nicht entfernt so schön war, wie er sich's gedacht hatte. Tag und Nacht mußte er die verteufeltsten Drinks in sich hineinpumpen, seine Wohnung glich einer besseren Schnapsdestille, und zu essen gab's fast nichts.

Eines — wie man so sagt — schönen Tages begegnete Paul seiner Jugendfreundin Elli. Elli befand sich gerade auf dem Wege zu einem mehrtägigen Skiausflug. Aus seinem begrenzt gesellschaftsfähigen Zustand und sonstigen Merkmalen schloß sie sofort, daß etwas mit ihm nicht in Ordnung sei. Nach einer Viertelstunde wußte sie alles.

Wie er ging und schwankte mußte er mit auf die Skitour.

Als er nach etlichen Tagen an einem sonnigen Morgen zurückkehrte, war er frisch, lebensfroh und verliebt wie ein Primaner. Allen Alkohol der Welt wünschte er zum Teufel. Mit sehr gemischten Gefühlen erinnerte er sich daran, daß der gestrige Tag laut Vereinbarung sein Todestag gewesen sein müßte.

Zu Hause angelangt, fand er die Schwelle seiner Wohnung stark abgenützt. An der Tür einen Zettel: „Pest im tobender Wut. Tag und Nacht hatten ihr die Abgesandten der A.-G. keine Ruhe gelassen, um zu erfahren, was aus ihm geworden sei.

Paul beschloß, sich vorerst mal gründlich auszuschlafen.

Aber schon nach kurzer Zeit weckte ihn ein Groom mit einem Brief in der Hand. Was ein echter Groom ist, läßt sich eben durch nichts abschrecken, auch nicht durch die Pest.

Als Paul den Brief gelesen hatte, schenkte er dem Groom seine allerletzte Mark. Darauf rasierte er sich, zog sich seinen zweiten und besten Anzug an und verließ im Laufschritt das Haus.

— — — — — — — — — — —

Gegen Mittag desselben Tages erschien einer von Pauls A.-G.-Freunden am Schalter der Versicherungsgesellschaft, um für alle Fälle die zweite Vierteljahrsrate zu erlegen. Plötzlich rutschte ihm vor Schreck und Staunen die Kinnlade nach unten: gerade ihm gegenüber saß Paul an einem Schreibpult und benahm sich, als gehöre dieser Platz ihm von Jugend auf.

Der A.-G.-Freund gewann seine Herrschaft über seine Kinnlade wieder und knirschte: „Du bist ein Betrüger!"

„Bitte sehr," sagte Paul liebenswürdig, „der Staatsanwalt wohnt im Hause gegenüber."

Da erbleichte der A.-G.-Freund und fleuchte von dannen.

Paul hingegen kletterte langsam aber stetig vom Schaltersitz zum Direktorensessel. Unterwegs heiratete er Elli. Sie war es nämlich, die es verstanden hatte, die hohe Direktion der Versicherungsgesellschaft davon zu überzeugen, daß es entschieden vorteilhafter wäre, für gute Arbeit einige hundert Mark monatlich als für nichts eine Million in einer Minute zu zahlen.

Der Blindenführer

Von Michael Soschtschenko.

Tag um Tag rollten Züge, Züge aus dem Norden nach Süden. Tausende von gehetzten, bleichen Nordleuten kletterten aus den durchglühten Waggons. Wie sie die strahlende Sonne anstaunten, unter der brennenden Hitze litten!

Unter den staunenden Nordleuten war auch ich.

Auf einer kleinen Zwischenstation kletterte ich, mein Köfferchen in der Hand, aus dem Zug.

Ich stellte das Köfferchen auf den Bahnsteig; ich setzte mich obenauf, in der Hoffnung, daß eine Horde von Gepäckschleppern sofort auf mich zustürzen werde. Und ich überlegte, daß ich einen recht verbrannten, kräftigen Jungen aussuchen wollte. Aber — kein Träger stürzte herbei. Die Station war fast leer.

Dafür erschien der Stationsvorsteher — barfuß und in aufgeknöpfter weißer Bluse kam er auf den Bahnsteig. Aus verschlafenen Augen beguckte er den Zug — voll deutlichen Unbehagens — dann gähnte er leicht, guckte noch einmal... und plötzlich winkte er zornig mit seiner Mütze.

Die Puffer knirschten... der Zug rückte... und glitt dahin.

Ich saß auf dem Köpfferchen. Ich atmete schwer in der ungewohnten Hitze Kein Träger weit und breit.

„Genosse!" rief ich den Stationsvorsteher an, „entschuldigen Sie, Genosse, gibt es Träger hier?"

Der Stationsvorsteher blieb stehen, zog sich den Hosengurt fester. Scheinbar hatte er mich erst jetzt bemerkt. Er sagte: „Sofort! Eine Minute..." und verschwand in den Dienstraum. Gleich darauf kam er zurück: zugeknöpft und in Stiefeln, und fragte in liebenswürdigem Ton: „Sie brauchen Träger? Aber da sind Träger — nur, sie schlafen."

Tatsächlich lagen hinter dem „Bahnhofsgebäude" drei toll verbrannte Jungen. Zwei von ihnen schliefen; der dritte, ein vielleicht zwölfjähriger Bursche, sprang auf, wie er uns sah, und fragte in geschäftlichem Tone:

„Sachen tragen, was?"

„Ja, Gepäck... das Köfferchen... ist nicht schwer."

„Gemacht!" sagte der Junge, „nur, jetzt ist Paul an der Reihe — und Paul schläft — warten Sie!"

„Na, kannst du denn nicht...?"

„Doch, aber ich kriege Senge von Paul; er ist an der Reihe."

Der Stationsvorsteher zwinkerte mir zu. Er lachte:

„Das ist ein gefürchteter Bursche, wild, na..." Und offenbar, um mich näher bekannt zu machen: Paul Jaschoff heißt er. Eine Mordangst hat man vor ihm. Ein wilder, waghalsiger Kerl."

„Ich hab' keine Angst", ereiferte sich der Kleine, „nur, jetzt ist Paul an der Reihe..."

Paul Jaschoff lag auf dem Bauch, die Nase im Grase. Auf seiner schmutzigen nackten Fußsohle stand geschrieben: Ein Rubel! Augenscheinlich durfte man Paul für geringeren Lohn nicht belästigen.

„Paul!" rief ich.

„Er hat nicht befohlen, daß man ihn weckt“, sagte der Junge, „sollen die Passagiere warten, sagt er!“.

Ich lachte. Der Knirps fing auch an zu lachen und sagte, wie um sich zu rechtfertigen: „Paul, das ist ein Kerl! Er hat sogar den Blinden erschlagen!“

„Einen Blinden hat er erschlagen?“

„Ja, den Blinden. Er hat einen Blinden geführt. Da lachten die Jungens ihn aus — warum er einen Blinden führe ... Paul führte den Blinden aufs Feld und rannte davon. Der Blinde hinter ihm her. Paul in eine Schlucht. Der Blinde ertrank im Wasser...“

Der Kleine erzählte das alles überhastig und stoßweise, während er ängstlich zu Paul hinguckte.

Mir schien, als ob Paul gar nicht schliefe, und tatsächlich kehrte er sich plötzlich auf den Rücken, sah mich blinzelnd an... und gähnte. Wahrscheinlich hatte Paul vorher nicht geschlafen, er hatte nur so getan und gut gehört, was wir sprachen.

Er gähnte nochmals, bohrte ein bißchen im Nasenloch... und sagte:

„Sachen tragen, was? Wohin denn?“

Ich gab ihm Bescheid.

Paul sprang plötzlich auf und packte mein Köfferchen. Spielend warf er's über die Schulter und ging los — eins, zwei — fast im Laufschritt.

Ich konnte kaum folgen, er drehte sich um, ein- oder zweimal und jedesmal beschleunigte er dann das Tempo. Augenscheinlich machte es ihm einen Heidenspaß, mich zu jagen wie einen Hammel...

Die ungewohnte Hitze, der Staub schlugen mir ins Gesicht. Ich stolperte langsamer und langsamer fort; schließlich verlor ich Paul aus den Augen.

Ich gestehe: ich erschrak; ich dachte, mein Koffer sei auf Nimmerwiedersehen verschwunden. An einer Wegbiegung, in Baumesschatten, gewahrte ich Paul, und er saß auf dem Köfferchen und spuckte melancholisch durch die Zähne. Mein Anblick war wahrscheinlich sehr komisch, denn er sah mir entgegen und fing an zu grinsen.

„Bloß keine Angst!“ sagte Paul, „ich trag's nicht fort!“

Wir ruhten ein bißchen, rauchten, gingen dann weiter.

„Paul“, fragte ich, „ist es wahr: hast du den Blinden erschlagen?“

„Schwindel!“ sagte Paul und lächelte stolz. „Die Jungens schwindeln mit dem Blinden.“

„Warum sollen sie schwindeln?“

„Was weiß ich“, sagte er, „die Zunge geht leicht, sie kann lügen.“

„Paul“, fragte ich, „ist es wahr: warst du sein Führer?“

„Das ist wahr“, erwiderte er. „ich hab' den Blinden fünf Jahre geführt. Meine Mutter hat mir gesagt, ich sollte ihn führen. Ich hab' ihn vielleicht überall in der Gegend herumgeführt, vielleicht durch ganz Rußland. Aber nachher kriegte ich's mit der Langenweile. Die Jungens machten natürlich auch ihre Witze: Jetzt, sagten sie, ist gerade die Zeit, Blinde herumzugängeln. Wir leben nicht mehr unter dem Zaren, laß ihn laufen. Der soll keine Halbwüchsigen ausbeuten, du bist jetzt Bürger.“

„Da bist du weggelaufen?“ fragte ich.

„Ich?“ sagte Paul, „klar bin ich weggelaufen. Aber der alte Gauner hat's gemerkt, daß ich ihn los sein wollte. Ich gehe z. B. einen Augenblick weg — der Alte zittert und umklammert meine Hand! Du darfst ohne mich nicht weggehen, sagt er Ich sage: Onkelchen Nikodim, ich komm ja gleich wieder. Aber er packt mich um die Hand und läßt nicht los... Nachher wurde es mir schon sehr dumm. Immer so führen, führen. Einmal gingen wir über Land. Ich sag': Gleich komm ich, Onkelchen Nikodim... und springe hinter einen Busch — der alte Spitzbube hinter mir her. Ich hock ganz still. Er zittert und schreit: Paul, willst du mich so stehen lassen, Hund?! Ich — halt das Maul. Er schreit: ein Paar Schuhe, Paul..., da sag ich: ich brauche keine Schuhe, mir ist barfuß wohl. — Er hört meine Stimme... und läuft auf mich zu; er hat eine feine Nase, weiß genau, wo ich bin. Ich renne ein Stück und warte, gerade vor einer Schlucht. Er schnuppert. Kommt mir nach. Nicht einmal ist er gestolpert... Den ganzen Tag balgten wir uns; nachher wurde es mir langweilig ich sprang ins Wasser. Onkel Nikodim auch; er stürzte ins Wasser — und schwamm.“

„Nun, und das Ende: ist er ertrunken?“

„Weiß ich's?!“ sagte Paul, „vielleicht ist er nicht ertrunken. Blinde sind zähe Teufel. Aber ich hab' wirklich genug von ihnen. Will nichts mehr mit ihnen zu tun haben. Sollen sie uns Jungens in Frieden lassen. Wir sind jetzt Bürger, jawoll... haben auch unseren Stolz!“

Paul trug meinen Koffer. Er bekam einen Rubel. Und rannte los, ohne Gruß und Abschied.

Waldteufel und Wildkatze

Erzählung von Valentin Traudt.

Die folgende Erinnerung stammt aus der Zeit, in der es Dörfer gab, von deren Bewohnern noch keiner mit der Eisenbahn gefahren war.

Er hieß „Waldteufel“ und war ein junger braungebrannter Mann mit kohlschwarzen Augen. Sie, schlank und rank wie ein Hagerosentrieb, auch ein wenig dornig, war in der ganzen Gegend als „Wildkatze“ bekannt. Unter dem Rehstein, wo sich am Fuße der Basaltklippen ein ausgedehntes Geröllfeld erstreckt, eingefaßt von undurchdringlichen Schwarzdorn- und Brombeerbüschen, hausten sie in einer längst verlassenen Wildhüterhütte. Wir haben als Jungen hineingeguckt und nur einen gemauerten Herd mit einigem Geschirr, zwei Wandbänke, einige Säcke Moos und einen Raben erspäht. Die zwei lebten ohne zu arbeiten, und aßen ohne zu säen. Wie gerne wäre man sie los gewesen; aber sie waren ja am Tage nie zu greifen und für die Nacht war der Weg zur Hütte zu unbequem. Beweisen konnte man dem Waldteufel auch keine Schlechtigkeit, nur hatten die Leute immer das Gefühl, weil er für sie nie eine Holzaxt noch eine Sense anrührte, er müsse stibitzen. Wovon lebten die denn sonst? Ein Bauer, der seine zwei Säue geschlachtet hat, und gar erst ein Städter, der seinen Gaumen durch hundert Dinge zu kitzeln vermag, die ihm Tag vor Tag in die Augen stehen, weiß nicht, wie Rabeneier, gekochte junge Krähen, Pilze in Dachsfett, getrocknete Schlehen, gemischt mit Haselnußkernen, schmecken. Und dazu gibt es noch getrocknete Heidelbeeren, Hagebutten und Weißdornäpfelchen; man muß sie nur gut aufheben, weil auch die Mäuse diese Leckerbissen lieben. Sie waren die ersten Frühlingsboten für die nächste Stadt, die sie mit Kätzchenzweigen, Schlüssel- und Maiblumen beglückten. Zuweilen brachten sie auch getrocknete Kiefernzapfen zum Feueranmachen, eine Last Haselgerten zu Peitschenstielen oder Ladestöcken, Körbchen voll Beeren, Pilzen, Wildtee und Weihnachtsmoos zur Stadt. Was sind drei Stunden Landstraße, wenn man eine Wildkatze ist? So kamen sie auch zu Geld. Die Forellen und Krebse, die sie im Waldbach griffen, haben sie selbst gegessen. „Krebse essen? Psui!“ sagten die Bauern mit Schaudern. Ob sie Geschwister oder Eheleute waren, nicht einmal wie sie hießen, wußte das Dorf. Waldteufel und Wildkatze! Uns Jungen gefiel das über alle Maßen. Wie bei den Indianern. — Stand der Winter vor der Tür, war die Hütte mit herdfertigem Holz dicht umstapelt; denn die damaligen Winter waren schneereich, eishart und reichten oft bis in den April. In diesen grauen Tagen hockte das Paar im Scheine des Herdfeuers und spielte mit einem Raben und zwei Eichkätzchen, die sie oft gefüttert und mit sich vertraut gemacht hatten. Am Abend klopften auch wohl Rehe an die Tür und sagten, sie möchten doch wieder ein Stück Heide vom Schnee befreien... Ins Dorf kamen die beiden nie. Wegen eines Schwatzes? Nein! — Die Schweigsamkeit ist der Weg zur Glückseligkeit! — Wegen eines Kartenspiels, einer Zigarre oder eines Würfchens Branntwein? Das war dem Waldteufel, dem das Wasser des Baches und die Luft des Bergwaldes als die höchsten Genüsse erschienen, zuwider. Seit man gehört hatte, daß die Waldmenschen an den kältesten Tagen nackend durch den Schnee an den Bach liefen und badeten, war alle Angst des Gemeinderechners verflogen, sie einmal in der Hütte erfroren zu finden und dann auf Kosten der Gemeinde begraben lassen zu müssen. Donnerwetter, die nackte Wildkatze, rotbraun wie besonnte Kiefernrinde, hätte er gerne einmal gesehen. Gelungen wäre ihm das freilich nie; denn sie war scheu und hatte eine feine Witterung. Was ist das nur für ein Leben über die dunklen Monate hin gewesen! Zuweilen wanderten sie wohl an sonnigen Tagen und in sternklaren Nächten über die Höhen; aber die meiste Zeit mußten sie doch in der Hütte verträumen, vergessen von den Dörflern ringsum. Wer sich der Einsamkeit ergibt, der ist gar bald allein.

Uns Jungen gelang es nur selten einmal, eins von den beiden aufzustöbern, in ein längeres Gespräch ließen sie sich schon gar nicht ein. Sie sollten uns einen Raben zahm machen oder einen Eichelhäher. Nein, sie machten nichts zahm, der Rabe und das Eichhörnchen und auch die Rehe seien ganz von selbst gekommen und ihre Freunde geworden. „Wer die Freiheit der Tiere nicht achtet, ist selbst ein Sklave,“ hatte der Waldteufel gesagt, „packt euch zum Teufel!“

Die Wildkatze, ja die Wildkatze wird einmal eine Hexe werden und alle Hänsel auffressen, und dann muß man sich vor ihr hüten. Was aus ihm werden würde, das kümmerte uns nicht, dazu reichte damals unsere Phantasie nicht aus.

Ein wilder Jägerbursche, kaum ins Forsthaus geschneit, soll dann schuld gewesen sein, daß die beiden plötzlich verschwunden waren. Hat er sie erschießen oder haben sie ihn erwürgen wollen? Oh, darüber kamen uns schwere Gedanken. Nur die dummen Mitkonfirmandinnen kicherten dazwischen, sobald wir den Fall zu klären suchten.

„Die Wildkatze ist dem Jägerbub an die Gurgel gesprungen, weil er so schön ist. Weiter nichts. Er ist auch schön, viel, viel schöner als ihr.“

Das ärgerte uns nicht im geringsten, daß wir nicht schön sein sollten. Bürgermeister Jokel sagte nur: „Ich hätt se an mich gedrückt, bis se gejapst hätte“.

„Ach Du?“ Weiter sagten die Mädchen auch nichts und ihre Augen glänzten.

Die zwei Waldmenschen kehrten niemals wieder. Ich habe mich jetzt auch nur an sie erinnert, weil wir einen so harten Winter hatten, wie in jenen Tagen, da der Herr Gemeinderechner um die Kosten für das Leichenbegängnis zweier im Walde Erfrorener bangte.

Wie die Geschichte mit dem Forstlehrling eigentlich war, das weiß ich heute noch nicht.

Ein bißchen Liebe mag wohl dabei gewesen sein.

Der Tod des Cesare Malatesta

Von Bert Brecht.

Cesare Malatesta beherrschte die kleine Stadt Caserta schon in einem Alter von vierzehn Jahren, und Geschichtsschreibung der Campagna verlegt den Mord, den er an seinem um zwei Jahre jüngeren Bruder verübte, in sein siebzehntes Lebensjahr. Zwanzig Jahre lang mehrte er ständig durch Kühnheit und Witz, Ruhm und Besitztum, und sein Name erweckte Furcht auch bei denen, die ihn liebten — nicht einmal so sehr der Schläge wegen, die er austeilen, sondern mehr schon der Schläge wegen die er aushalten konnte. Aber in seinem einunddreißigsten Lebensjahr verwickelte er sich in eine kleine, peinliche Angelegenheit, an der er wenige Jahre später zugrunde ging. Heute gilt er in der ganzen Campagna als der Schandfleck Italiens, der Kummer und der Dreck Roms.

Dies trug sich auf folgende Art zu.

Im Laufe einer Unterhaltung mit Francesco Gaja, der ebenso durch seine feine Lebensart als durch seine abgründige Gemeinheit berühmt war, machte der Malatesta unter anderen Scherzen, die seinen Gast höchst belustigten, auch eine witzige Bemerkung über einen entfernten Verwandten des Papstes, ohne zu ahnen, daß es auch ein entfernter Verwandter der Gajas war. Nichts auf dem Verhalten des Gastes deutete auf diese Tatsache hin. Die beiden schieden in großer Freundschaft unter Austausch reiner Höflichkeiten und indem sie sich für den Herbst zu einer Jagd zusammenbestellten. Nach dieser Unterhaltung hatte Cesare Malatesta noch drei Jahre zu leben.

Sei es, daß der Gaja, der inzwischen Kardinal geworden war, durch andere Dinge in Anspruch genommen wurde, sei es, daß er keine Lust verspürte, einige Zeit im Freien zuzubringen: Cesare Malatesta hörte zwei Jahre nichts mehr von ihm — mit Ausnahme einiger höflicher, aber kühler Briefzeilen, die eine Bitte um Entschuldigung enthielten, weil es ihm unmöglich war, jene Vereinbarung zur Jagd einzuhalten. Zweiundeinhalbes Jahr aber nach jener Unterredung fing Francesco an, ein Heer zu sammeln. Niemand in der Campagna hatte eine Mutmaßung, wem diese Rüstung gelte, und er selber verriet nichts von seinen Absichten; da der Papst nicht Einhalt tat, mußte es den Türken oder den Deutschen gelten.

Cesare Malatesta schickte ihm, als er erfuhr, daß der Heereszug des Kardinals seine Stadt Caserta berühren würde, einige Leute mit höflichen Einladungen entgegen. Diese Leute kamen nicht zurück. Cesare hatte zu dieser Zeit mit einem unverschämten Mönch zu schaffen, der in einem kleinen Ort unweit Casertas in unziemlicher und stilistisch barbarischer Weise von ihm zu den hergelaufenen Casertanen redete. Er hatte den Mönch ergreifen und in den Kerker werfen lassen, aber einige Tage darauf schon war er geflohen und mit ihm seine Wächter. Das Gerede der Leute von seinem Brudermord, das der Mönch wieder in Schwung gebracht hatte, verstummte in Zukunft nicht mehr in Caserta. Das Erstaunen darüber, daß vier seiner besten Leute zusammen mit einem Verhafteten, der ihn beschimpft hatte, weggelaufen waren, vermehrte sich, als eines Morgens drei weitere Diener, darunter einer, der schon seinen Vater angekleidet hatte, fehlten. Wenn er abends vom Kastell herab auf der Mauer ging, sah er häufig Leute beisammen stehen und über ihn reden. Erst als das Heer des Gaja schon nun mehr zwei Stunden von Caserta entfernt lagerte, erfuhr Cesare anläßlich eines Gespräches mit einem Bauer der Umgegend, daß der Feldzug des Gaja ihm selber gelte. Er glaubte es nicht, bis ihm Gesindel nachts ein Papier ans Tor des Castells nagelte, auf dem Francesco Gaja alle Söldner und Diener des Malatesta aufforderte, diesen unverzüglich zu verlassen. Auch erfuhr Cesare auf diesem Zettel, daß der Papst ihn exkommuniziert und zum Tode verurteilt habe. Am Vormittag dieser Lektüre verschwanden die letzten Leute aus dem Castell.

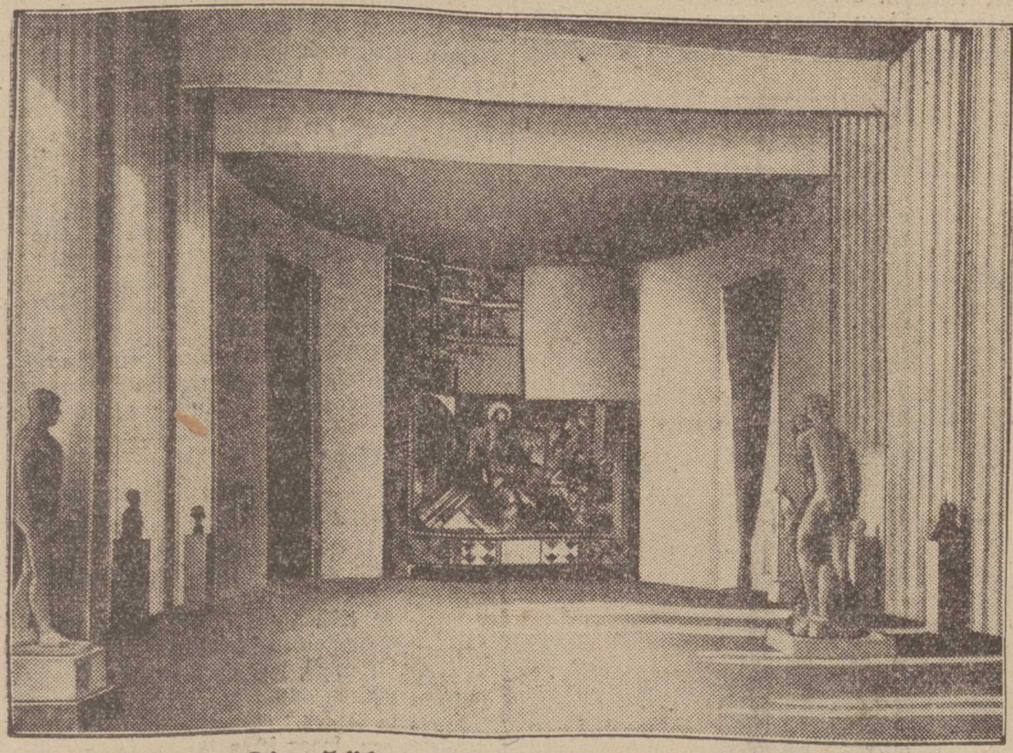
Und nun begann jene grauenvolle und eigentümliche Belagerung des einzelnen Mannes, die jene Zeit als einen gelungenen Witz empfand und auch belachte.

Auf einem Rundgang durch Caserta, den der Verstörte mittags antrat, entdeckte er, daß sich in keinem einzigen der Häuser noch ein Mensch aufhielt. Einzig eine Menge herrenloser Hunde schloß sich an, als er, von einem Gefühl völliger Fremdheit seiner Vaterstadt gegenüber befallen, eiliger als sonst gehend in das verwaiste Castell zurückkehrte. Abends konnte er vom Turm aus den Ring sehen, den das Heer des Gajas um die verlassene Stadt zu legen anfing.

Er schloß das schwere Holztor des Castells eigenhändig mit dem Riegel zu und legte sich, ohne gegessen zu haben (es war seit Mittag niemand mehr da, um ihm ein Essen vorzusetzen) schlafen. Er schlief schlecht und erhob sich kurz nach Mitternacht unruhig, um nach dem verhältnismäßig großen Aufgebot zu schauen, das er auf den Hals bekommen hatte wie eine Krankheit, ohne zu wissen warum. Er sah trotz der vorgeschrittenen Nachtzeit noch Lagerfeuer brennen und hörte den Gesang von Betrunkenen herüber.

Am Morgen kochte er sich etwas Mais, den er halb verbrannt, hungrig aufaß. Damals konnte er noch nicht kochen. Er lernte es jedoch noch, bevor er starb.

Er verwendete den Tag dazu, sich zu verschanzen. Er schleppte Felsbrocken auf die Mauer und legte sie so, daß er, an ihr entlanglaufend, sie mit wenig Mühe hinabschmeißen konnte. Die breite Zugbrücke, die er allein nicht hochbringen konnte, zog er



Die Kölner Ausstellungen 1929

im Staatenhaus der Pressa umfassen die Gruppen „Die wachsende Wohnung“, „Schätze aus Kölner Museen“, „Alte russische Kunst“ und „Ausstellung des Deutschen Künstlerbundes“. — Unser Bild gewährt einen Blick in den Empfangsraum des Ausstellungsgebäudes.

zusammen mit den zwei Pferden, die ihm geblieben waren, hoch; es blieb noch eine schmale Planke stehen, die mit einem Fußtritt zu entfernen war. Er ging am Abend nicht mehr in die Stadt, da er von nun an Ueberfälle befürchtete. Alle die nächsten Tage lag er oben auf seinem Turm auf der Lauer; er bemerkte nichts Auffälliges. Die Stadt blieb ausgestorben und der Feind vor ihren Toren richtete sich anscheinend auf eine lange Belagerung ein. Einmal, als Cesare auf der Mauer spazierte, denn die Zeit begann ihm lang zu werden, schossen einige Scharfschützen auf ihn. Er lachte, da er glaubte, sie träfen ihn nicht — es war ihm noch nicht klar geworden, daß sie sich übten, ihn nicht zu treffen.

Es war dies alles zur Herbstzeit. Auf den Feldern der Campagna wurde schon eingeerntet und er konnte gut sehen, wie sie auf den gegenüberliegenden Höhen den Wein einbrachten. Die Lieder der Erntenden mischten sich mit denen der Soldaten und niemand von den Leuten, die noch vor einer Woche in Caserta gewohnt hatten, kehrte je wieder dorthin zurück. Es hatte sich in einer Nacht eine Pest aufgemacht und alle gefressen außer einen.

Die Belagerung dauerte drei Wochen. Gajas Absicht und Witz war es, solange zu warten, bis der Belagerte Zeit gehabt hätte, sein ganzes Leben in Gedanken noch einmal durchzugehen, um die Stelle zu finden, die faul gewesen war. Außerdem wollte er warten, bis alle Leute der ganzen Campagna eingetroffen waren, das Schauspiel der Hinrichtung Cesare Malatestas zu sehen. (Die Leute kamen, oft mit Weib und Kind, bis von Florenz und Neapel her.)

All die drei Wochen standen Haufen herbeigeströmter Landleute und Städter gegenüber dem Mauerhügel von Caserta mit Fingern zeigend und wartend, und all die drei Wochen ging morgens und abends der Belagerte auf der Mauer spazieren. Allmählich erschien seine Kleidung vernachlässigt, er schien in den Kleidern zu schlafen und sein Gang wurde schleppender, welches von seiner schlechten Nahrung herrührte. Sein Gesicht war wegen der weiten Entfernung nicht erkennbar.

Am Ende der dritten Woche sahen ihn die außen seine Zugbrücke herablassen und drei Tage lang und einen halben schritt er auf dem Turm seines Castells in alle Richtungen Unverständliches wegen der allzu großen Entfernung. Aber all die Zeit setzte er keinen Fuß aus dem Bereich der Mauern und kam nicht heraus.

Die letzten Tage seiner Belagerung, welche in die vierte Woche fielen, als schon die ganze Campagna und viele Menschen allerlei Standes im Lager von Caserta angekommen waren, ritt Cesare auf seinen Pferden stundenlang die Mauer entlang. Man nahm wohl nicht ohne Grund im Lager an, daß er bereits zu schwach war, zu gehen.

Viele erzählten später, als alles herum war und die Leute wieder zu Hause waren: Einige, die nachts trotz strengen Verbots Francescos sich an die Mauer herangeschlichen hätten, hätten ihn auf der Mauer stehen sehen und Gott und dem Teufel schreien hören, sie möchten ihn doch töten. Sicher scheint, daß er bis in seine letzte Stunde und auch da nicht wußte, warum dies alles sei und sicher, daß er nicht danach gefragt hat.

Am sechsundzwanzigsten Tage der Belagerung ließ er mit großer Mühe die Zugbrücke herab.

Seine Hinrichtung geschah durch drei Henkersknechte am neunundzwanzigsten Tage der Belagerung, mittags gegen 11 Uhr, ohne Widerstand von seiner Seite. Der Gaja, der übrigens diese letzte und etwas billige Wendung seines Spaßes nicht abwartend, weggeritten war, ließ auf dem Marktplatz von Caserta eine Denksäule errichten, auf der stand: „Hier ließ Francesco Gaja den Cesare Malatesta erschlagen, den Schandfleck Italiens, den Kummer und den Dreck Roms!"

So gelang es ihm, einen entfernten Verwandten dadurch zu ehren, daß er seinen Verhöhner, einen Mann nicht ohne Verdienste, dem Angedenken Italiens lediglich als Verfasser eines einzigen Witzes einprägte, den der Gaja zwar seiner Pointe nach vergessen zu haben vorgab, den er aber nicht hatte hingeben lassen können.

Eine anständige Frau und ich

Von Ricardo.

Im D-Zug war's. Irgendwo kurz vor einer bedeutenden Station in Polen. Ich hatte vor Antritt der Reise außer einem viertel Qudratmeter Kalbsschnitzel eine Wucht gute Senfgurken verspeist und dazu einen maßvollen Topf schlechtes Bier getrunken. Man soll so etwas nicht tun, aber wenn draußen der Frühling lockt, wer wird da nicht leichtsinnig? Nun hatte ich die Folgen zu tragen. Es war gräßlich! Der Magen rebellierte, und in gleichmäßigen Intervallen durchzuckte ein schneidender Schmerz meinen mittleren Menschen.

Erst auf der übernächsten Station würden wir soviel Aufenthalt haben, um einige Gläser alkoholischer Monopolmedikamente gegen gute Zlotys erstehen zu können, sagte man mir. Aber bis dahin hatte es auch gute Weile, und meine Stimmung war entsetzlich. Mißgestimmt, melancholisch saß ich auf einem schönen Eckplatz am Wagengang und fluchte dem Erfinder der Senfgurken und noch mehr den Brauern schlechter Biere. Das Abteil teilten mit mir drei Herren in gesetztem Alter, die am Fenster gruppiert, fast drei Stunden ohne Atempause ernst und verbissen einen Skat auf einen Kofferdeckel legten. Was, bei Gott, meine Stimmung nicht besserte. Da ich aus Lebensprinzips niemals „kiebitze", auch icht ungefragt Ratschläge zu erteilen pflege, war ich für die Herren Luft.

Da saß ich und grollte, und der Zug rollte!

Plötzlich knirschten die Bremsen. Der Zug fährt langsamer und langsamer und hält schließlich mit einem sanften Ruck.

Nur eine Minute Aufenthalt wird es hier geben! Das hat für mich und meinen Magen gar kein Interesse!

Doch Zuwachs bekommt der Zug! Man hört die Geräusche klappernder Türen, hört Stimmen rufen, Füßetrappeln, Koffer werden geschoben, gestoßen, Fenster werden heruntergelassen. Abschiedsküsse knallen.

Dann zieht der Zug wieder an.

Wenn bloß niemand den Platz mir gegenüber einnehmen wollte," denke ich verbissen. Da verdunkelte sich das Fenster an meinem Abteil. Eine Dame steht dort im Gang und kehrt mir den Rücken.

Jung, alt, hübsch, dumm? Ich kann's vorläufig nicht feststellen, denn die Dame macht sich mit energischen Handgriffen am Wagenfenster zu schaffen. Sie läßt die Scheibe herunter, um sicherlich einem lieben Bekannten ein paar letzte Abschiedsworte zuzurufen.

Wer dort auf dem Bahnsteig steht, kann ich nicht sehen. Habe auch — wie oben — gar kein Interesse! Ich denke nur an die nun wirklich bald kommende Station, wo es Kognak geben soll, und schließlich auch daran, ob — das Weib so frech sein wird, den Platz mir gegenüber einzunehmen. Dann darf ich meine langen Beine nicht ausstrecken, dann muß ich als immerhin woherzogener Europäer . . . Ach ja, nach Senfgurken und schlechtem Bier hat man eigentümliche Sorgen.

Das sind so meine Gedanken im Bruchteil einer Sekunde während der Zug langsam anrollt.

Aber dann passiert etwas Merkwürdiges! Ich höre die Dame auf dem Wagengang zum Fenster hinaus sprechen. Sie spricht Deutsch. Ein gutes, reines, ich möchte beinahe sagen, pikantes Deutsch. Es ist eine leicht singende, warmklingende Frauenstimme, die irgendwie aufregend, leidenschaftlich, glutvoll, verheißend schwingt.

Die Dame sagt:

„Nein, ich finde es empörend, wie konnte er denn Schnoderchen zu mir sagen, ich bin doch eine anständige, von vierzig Jahren . . . Ja, nicht wahr? . . . Unerhört . . . finden Sie auch . . . na, wenn ich zurückkomme . . . also, Wiedersehen . . .

Dann donnert der Zug aus dem Bahnhof. Die Dame schließt das Fenster. Setzt sich mir gegenüber. Selbstverständlich, ohne „Mahlzeit" oder „guten Tag" zu sagen. Legt ein kleines, elegantes Lederköfferchen ins Gepäcknetz und sitzt. Mustert aus dunklen Augen die Skatspieler, von denen gerade der Dicke in der Ecke einen Grand mit vieren anmeldet, rümpft leicht die entzückende Nase und streift dann mich mit einem kurzen Blick

Donnerwetter, war das ein Blick!

Ich vergesse Senfgurken, schlechtes Bier und rebellierenden Magen und starre bewundernd die „anständige Frau von vierzig Jahren" an, zu der ein Flegel „Schnodderchen" gesagt hat.

Sie ist eine elegante Frau. Rassig. Doll, einfach doll! Typ dämonische Frau! Schwarz und hochgeschossen, mit kessen, langen Beinen unter sehr kurzem Rock.

Nach fünf Minuten bin ich im Gespräch mit ihr.

„Sie haben so etwas Dämonisches an sich, gnädige Frau," sagte ich charmant und drücke mir verstohlen auf den Magen, der wieder unartig wird.

„Ja, nicht wahr," finden Sie auch," sagt sie und heiß lodert ein Blick unter geschwärzten Wimpern in meine Brillengläser, „tja, alle meine Freunde sagen es mir, aber ich weiß gar nicht . . ."

„Ha," rufe ich, „dämonische Frauen sind immer stark gefragt! Ich zum Beispiel, ich schätze, liebe, pardon, verehre nur dämonische Frauen . . ."

Und dann lasse ich mich lang und breit über dämonische Frauen aus. Wenn ich nähmlich Appetit auf einen Kognak habe kann ich fabelhaft erzählen. Ich spreche begeistert, werfe die Arme, schleudere die Hände. Ich spreche ja von Frauen, und insbesondere dämonische Frauen, und da kennt meine Begeisterung keine Grenzen. (Außerdem ist ein Trick dabei!) Sie, die anständige Frau von vierzig Jahren, hängt gebannt an meinen Lippen, nervös zucken bereits ihre Hände . . .

„. . . und einmal," sage ich, „einmal . . . ach, es ist lange her . . . Das war in Madrid, da verlebte ich mit einer Frau unheimliche Nächte . . . Rita hieß sie . . . doll, ein Teufel, ein schwarzer, wilder Teufel . . . heiße, wilde Nächte verlebten wir . . . ich höre sie noch sprechen. dunkel, vibrierend, während der silbrige Mond ins Zimmer scheint . . . „Du — du," hauchte sie, „reich mir doch mal das Gebiß vom Nachttisch, ich will mich beißen — —" . . . so war Rita . . ."

Die Frau mir gegenüber guckt mich an. Etwas irritiert blicken ihre dunklen Augen . . .

Da hielt der Zug. Mit einer Entschuldigung sause ich zur Bahnhofswirtschaft. Versäume den Zug, aber zwei Stunden später ging ein anderer.

Ein Zwischenfall bei den englischen Wahlen

Um die Mittagszeit am großen Wahltag in London. Dem Straßenbild im Zentrum (oder in den Zentren) der Stadt ist fast nichts vom großen Ereignis anzusehen, bewegt wie immer, und nichts Besonderes als hier und da ein Auto mit der Kokarde und Plakaten seiner Partei geschmückt, das seine Opfer zur Wahlurne schleppt. In einer Straße, die aus dem Inneren Londons in die ärmeren nördlichen und östlichen Gegenden führt, in der die Straßenbahn neben den Autobussen poltert, hat sich ein kleines Grüppchen gebildet. Der äußere Ring des Knäuels besteht aus ein paar Frauen, die in den Läden der Straße ihre Gemüse und Fische eingekauft haben, und ein paar Männern, Arbeitern und anderen Passanten; der innere Ring besteht aus einer Handvoll Buben, und der Kern ist ein blonder Junge von etwa 10 Jahren, mit einem frischen hellen Gesicht, das Gesicht freilich ebenso wie die Hände und Knie verschmiert, aber er ist vielleicht doch nicht ganz so dreckigi wie seine ihn umdrängenden Kameraden. Er steht auf einer kleinen Kiste, stützt sich auf ein Brett, auf dem das Plakat angenagelt ist: Wählt Mr. . ., den Labour-Kandidaten für Holborn (so heißt der Stadtteil und Wahlkreis). Der Junge hält eine Wahlrede.

„Ladies und Gentlemen, es ist Ihre Sache, heute hinzugehen und zu wählen. Ich sage nur, was ich gehört habe und was die Wahrheit ist. Die Konservativen haben ihre Safety First-Parole. Aber die Konservativen wollen nicht die gleichen Rechte für die Armen wie die Reichen. Ladies and Gentlemen, die Liberalen wollen neue Straßen bauen und alles ganz neu machen. Lloyd George war seit 1906 Premierminister, und als der Krieg kam, hat er nicht dafür gesorgt, daß der Krieg nicht zustande kommen darf. Ladies and Gentlemen, machen Sie ein Kreuz auf dem Wahlzettel beim Namen des Labourkandidaten. Wenn die Labourpartei die Regierung übernimmt, so bedeutet das höhere Prosperität, Löhne und billigere Milch. Ladies and Gentlemen, was bedeutet Sozialismus? Sozialismus bedeutet gleiches Recht für die Armen und die Reichen. Die Konservativen aber geben den Armen nicht das gleiche wie den Reichen. Sie haben den Frauen das Wahlrecht nur gegeben, weil sie erwarten, daß die Frauen für die Konservativen stimmen werden. — Ladies and Gentlemen, es liegt an Ihnen zur Wahlurne zu gehen, geben Sie der Labourpartei Ihre Stimme. — Labour-Regierung bedeutet Prosperität . . . ." —

Und so weiter. Das Publikum ist aufs beste unterhalten vom Eifer des kleinen Propagandisten. Der Knäuel hat außen einen neuen Ring von Passanten angesetzt. Der Junge, trotz seiner Kiste viel kleiner als die ihm lauschenden Erwachsenen, hat die Augen, während er spricht, vor sich auf den Boden geheftet. Wähnt er sich auf einer hohen Tribüne, von der herab er das Volk anspricht? Oder brauchen die Augen des kleinen Volksredners doch noch einen ruhigen Punkt zum Festhalten, an Stelle der unruhigen Gesichter seiner Zuhörer? Vermutlich. Er scheint sich jedenfalls ziemlich anzustrengen. Neben ihm steht ein junger Arbeiter, der die Rolle teilweise eines Mentors, teilweise eines Zwischenrufers übernommen hat. Wenn der Junge einen Augenblick stockt, wirft der ein Wort ein: Fleischpreise, Wohnungsfrage. Der kleine Redner kann zu keinem Ende kommen: sein Mentor, wohlwollend, boshaft, bringt mit amüsiertem Grinsen immer etwas Neues. Immer wieder muß er „Ladies and Gentlemen" sagen, und auch sonst fängt er an, sich ein bißchen zu oft zu wiederholen. Es wird ihm sichtlich ungemütlich. Aber da kommt die Erlösung.

Im Hintergrund ist eine dicke Frau aufgetaucht. „Was fällt dem Lausejungen ein? soll lieber was arbeiten, ist gescheiter, als an die Leute hinzureden." Man wehrt ab, die anderen Erwachsenen sind für Fortsetzung. Die Rede geht weiter. „Zölle", flüstert der Mentor. Die dicke Frau gibt nicht nach, drohend erhebt sie eine lange grüne Gurke, die sie eben erstanden hat.

„Ladies and Gentlemen, die Labourregierung führt zur Prosperität . . . ." — Die Frau hat sich den Weg durch den Knäuel gebahnt und versetzt nun hinterrücks mit der Gurke dem Redner einen Schlag auf den Kopf. Proteste der Zuhörer, zumal, da das fette, aufgedunsene Gesicht der Frau nicht gerade einnehmend ist.

„Ladies and Gentlemen, ich bedauere die Versammlung schließen zu müssen; bei den Störungen durch die Dame kann ich nicht mit meiner Rede fortfahren. Ich werde dieses Podium an einer anderen Stelle errichten."

Die Antipathie gegen die dicke Dame hat sich inzwischen zur Volkswut gesteigert, besonders was eine dünne, schlecht gekleidete und abgearbeitet aussehende Frau aus der Zuhörerschaft betrifft. „Sie unverschämte Person, Sie . . ."

Hysterisches Lachen der Dicken, neuer Wörterschwall, hinüber und herüber, die Damen haben nun das ganze Interesse der kleinen Versammlung, und im erregten Wortwechsel gehen sie bis an die äußersten Grenzen ihres Wortschatzes. Die Dicke scheint die Dünne zu übertrumpfen, denn zum Gaudium der anwesenden Männer weiß die Dünne nichts mehr zu erwidern als — auszuspucken. Das scheint die Dicke als Beleidigung auszulegen, denn nachdem sie selbst kräftig gespuckt hat, besinnt sie sich, daß sie nicht unbewaffnet ist, und von den Zurufen „let 'em fight!" ermuntert, geht sie mit der Gurke auf die Dünne los.

Inzwischen hat aber unser Redner die Dicke umgangen, taucht plötzlich hinter ihr auf und schnappt ihr die Gurke, als sie mit ihr zum Schlage ausholt, ehe sie sich dessen versehen kann, aus der Hand und stiebt davon. Die Dicke hinter ihm her, und lachend löst sich der ganze schon vorher aufgelockerte Knäuel auf. Die vom Erfolg ihres Führers hoch befriedigte Schar der Jungen trägt inzwischen das Podium zum nächsten Versammlungsplatz.



In den Oasen von Tozeur (Tunis)

Lustige Ecke

Große Männer-Woche.

Der Gatte erwacht und findet seine Frau in Tränen.

„Liebste, was gibt es?"

„Oh, ein Traum," schluchzte sie, „ich hatte einen schrecklichen Traum!"

Um sie trösten zu können, fragt er nach dem Traum. Nach langem Widerstreben erzählt sie:

„Ich träumte, daß ich durch die Straßen ging und zu einem riesigen Warenhaus kam. Dort hingen überall Plakate: „Ehemänner zu kaufen." Man konnte sehr schöne für fünfzehnhundert Mark haben, sogar schon für elfhundert, und auch noch sehr, sehr nette für hundert Mark."

Da fragt der Gatte gutmütig:

„Sahst du irgendeinen, der mir ähnlich war?"

„Ach, Dutzende," schluchzte das Frauchen, „— in ganzen Bündeln, das Bündel zu zehn Mark fünfzig!"

wie auch für das Mädchengymnasium, insgesamt also 22 Lehrer anzustellen. Das Projekt für den Ausbau der neuen Straße, die die Podgorna mit dem Chorzowski-Weg verbindet, sowie für die Straße zwischen Klimzow und der Chaussee Wielki Hajduki, wurde einstimmig angenommen. Für das Geschäft Bl. Bronislaw wurden die Personen Wilhelm Adamszki, Jan Nowak, Robert Bek und Anton Blaut angeworben. Der Pachttermin für das Restaurant an der ul. Wolnosci wurde auf ein Jahr prolongiert.

Silberne Hochzeit. Genosse Koschek feiert mit seiner Ehefrau heute das Fest der silbernen Hochzeit. Wir gratulieren und wünschen das Allerbeste.

Einweihung des neuen Rathauses. Der Termin für die Einweihung des neuen Rathauses wurde vom Magistrat in der gestrigen Sitzung auf Sonnabend, den 22. Juni festgesetzt. Das nähere Programm wird der Magistrat im Einvernehmen mit dem Stadtverordnetenvorsteher noch zusammenstellen. Zu den Einweihungsfeierlichkeiten werden außer den Vertretern der Wojewodschaft und neben dem Stadtverordnetenkollegium weitere angesehene Vertreter der Bürgerschaft, der Geistlichkeit, der Ortsbehörden usw. eingeladen. Der eigentlichen Einweihungsfeier wird ein Festgottesdienst in der St. Hedwigskirche vorausgehen. In einer Festsitzung, in der u. a. auch ein Abriß der städtischen Chronik wiedergegeben wird, soll der denkwürdige Tag der Einweihung festgehalten werden.

Daß der Termin für die Einweihung nicht schon früher angesetzt wurde, hat die Zolldirektion in Myslowitz verschuldet. Der Bau ist nämlich seit Wochen fix und fertig; nur wartet man noch auf das Eintreffen der elektrisch betriebenen Uhr, die bei der Firma Siemens bestellt wurde und aus Deutschland eingeführt wird. Da verlangt nun die Zolldirektion einen enormen Zoll von annähernd 6000 Zloty, einen Betrag, der nach Auffassung der Lieferungsfirma und auch der Stadtverwaltung zu Unrecht gefordert wird. Erst nach sechs Wochen ist die Zolldirektion von ihrem irrigen Standpunkt abgegangen, und das Uhrwerk kann jeden Tag eintreffen. — Der Magistrat wird sich auf Grund der durch die Zolldirektion verschuldeten Verzögerung der Einweihung und der damit verbundenen Unkosten, daß der Verwaltungsapparat noch nicht in die richtige Bahn geleitet werden konnte, näher damit befassen müssen, ob nicht die Zollbehörde regreßpflichtig gemacht werden soll.

Wieder ein Opfer des Hüttenteiches. Gestern morgen gegen 5.30 Uhr zog die Feuerwehr die Leiche eines jungen Mannes aus dem Hüttenteiche heraus. Nach Feststellung der Personalien handelt es sich um die Leiche des 26jährigen Franz Czekalla aus Königshütte, einen Kriegsverletzten, der ein künstliches Bein hatte. Die Ursache, die zu seinem Tode führte, konnte bisher noch nicht festgestellt werden.

Siemianowitz

Grausiger Tod.

Einen grausigen Tod fand in der Mittagschicht am Donnerstag der 50 Jahre alte Maschinenwärter Franz Messek auf Richterschächte in Siemianowitz. Nach Schichtschluß begab er sich den Nordquerschlag in der 206 Meterhöhe entlang zum Seilfahrtschacht 1. Aus entgegengesetzter Richtung kam ihm eine elektrische Grubenlokomotive entgegen gefahren, deren Lampen nicht brannten. M. bmerkte die anfahrende Lokomotive zu spät, sprang in der Erregung in falscher Richtung beiseite und wurde von der Lokomotive überfahren. Der Körper wurde in drei Teile zerschnitten, so daß der Tod auf der Stelle eingetreten sein mußte. M. hinterläßt Frau und 3 Kinder.

So lautet die allgemeine Darstellung des unglücklichen Vorfalles. Die sofort aufgenommenen Unfallverhandlungen haben ergeben, daß der Tote die Fahrung im Querschlag widerrechtlich benutzt hat. Diese Auffassung ist richtig. Dagegen behaupten Augenzeugen, daß die eigentliche seitlich liegende vorgeschriebene Personenfahrung sich in einem vollständig unbefahrbaren Zustande befindet. Die Belegschaft ist gezwungen stellenweise im Wasser und Schlamm zu waten, was natürlich dadurch vermieden wird, daß die Arbeiter den bequemen Hauptquerschlag zur Fahrung benutzen. Da die Untersuchungskommission aber an Ort und Stelle ist, wird natürlich die Fahrung in kurzer Zeit in bester Ordnung sein. Eine ernstliche Revision seitens der Bergbehörde ist aus Stammeszugehörigkeitsgründen nicht zu befürchten.

Beim Abtransport des Toten war am Schacht keine Tragbahre zu finden und mußte diese erst vom Parkschacht herangeholt werden, wo sie unter Altholz und Gerümpel unbrauchbar gefunden wurde; auf einem Stück abgeschnittener Leiter, wurden die Ueberreste des Toten weggeschafft.

Warum der Lokomotivführer ohne Beleuchtung fuhr, ist erklärlich, denn für 12 Lokomotiven wurden 10 Glühbirnen angewiesen.

Und die Herren Betriebsräte von der Sanacja? — Schlafen!

Der Staat denkt so, Ingenieur Halaczek handelt anders!

Wenn ein leidenschaftlicher Sanacjajünger tatsächlich das Bedürfnis hat, an jedem Morgen in seinem Vaterlande zum Frühstück einen Deutschen zu verspeisen, so kann ihn niemand daran hindern. Es ist aber dann doch ein starkes Stück, wenn er sich das deutsche Gabelfrühstück in Deutschland selbst zu leisten versucht, und das müßte man verhindern.

So führt seit Jahr und Tag der frühere deutsche Artilleriehauptmann Halaczek Emanuel aus Siemianowitz, jetzt Lederkaufmann, gegen das Deutschtum in seinem früheren Vaterlande, dem er seine Ausbildung verdankt, einen erbitterten Kampf. Die Gründung der Sanacjagruppe in der Gemeindevertretung und viele andere Anpöbelungen sind auf sein Konto zu buchen. Diese unversöhnliche Gehässigkeit verhinderte es aber nicht, daß sein treu-sanatorisches Herz sich entschloß, den Sommeraufenthalt nach dem deutschen Kurort Alt-Heide zu verlegen und zwar bereits seit dem 10. Mai. Die weisesten Ermahnungen seiner Regierung, polnische Kurorte nach bestem Wissen und Gewissen zu unterstützen, hat er glattweg in den Wind geschlagen. Ja, er tat sogar noch mehr! Trotzdem Herr Ingenieurlederer Halaczek als Hausbesitzer nebenbei noch an dem Nachlaß des verstorbenen Brauereibesitzers Mokrski starken Anteil hat, beantragte er für seinen Ausflug in das verhaßte Deutschland einen verbilligten Paß, den er auch anstandslos erhielt. Von vielen, sehr vielen Bedürftigen kann man das Gegenteil behaupten.

In anerkennenswerter Weise aber müssen wir es dem deutschen Generalkonsulat zu seiner Ehre anrechnen, daß das erforderliche Paßvisum anstandslos erteilt worden ist. Dies ist ein entschiedener Beweis dafür, daß im Generalkonsulat keine sogenannten „Schwarzen Listen“ geführt werden werden und jedem Heilbedürftigen, ohne Rücksicht auf seine Einstellung, die Wiedererlangung seiner Gesundheit auch in fremden Landen von Herzen gegönnt wird. Anderswo wird es anders gemacht.

Die Siemianowitzer sehen aber der Wiederkehr ihres kampflustigen Gegners mit vollständig ungemischten Gefühlen entgegen.

Der Aufständischenvorsitzende von Byttkow behandelt seinen Sohn mit dem Seitengewehr. Bei einer Familienhochzeit im Geislerschen Saale geriet der Hochzeitsvater Nawrath mit seinem Sohn in Streit, weil die Frau des Sohnes nicht zu den geladenen Gästen zählte. Im Verlaufe des Streites riß der Oberaufständische einem Soldaten das Seitengewehr heraus und versetzte damit seinem Sohne mehrere Stiche in den Rücken. Der Verletzte wurde ins Lazarett geschafft, die Hochzeit selbst aber hatte ihren dunklen Punkt weg. Sämtliche männlichen Mitglieder der Familie Nawrath waren Aufstandsteilnehmer und haben in Byttkow bereits verschiedene Zwischenfälle auf dem Kerbholz. Es schadet weiter gar nichts, wenn sich die Helden einmal gegenseitig die Köpfe zerschlagen, damit sie nicht ganz aus der Uebung kommen.

Myslowitz

Ausflug der deutschen Minderheitsschule Rosdzin nach Krakau—Wieliczka.

Die deutsche Minderheitsschule in Rosdzin veranstaltete in dieser Woche einen Ausflug nach Krakau und den Salzbergwerken von Wieliczka, um den Kindern Gelegenheit zu geben Historisches zu bewundern und die Gewinnung des lebenswichtigen Salzes in Augenschein nehmen zu können. Die Leitung des Ausfluges lag in Händen des Minderheitsschullehrers A. Sonnek. An dem Ausfluge beteiligten sich 48 deutsche Schulkinder.

Der erste Ausflugstag war vom Wetter wenig begünstigt und es hatte den Anschein, als wenn das ganze Unternehmen verregnen sollte. Aber schon in Krakau war das Wetter sonnig und steigerte die Freude der Ausflügler. Nach einer kurzen Ruhepause in den Quartieren wurde die Stadt besichtigt. Das wuchtig Gotische der Marienkirche machte auf die Gemüter der Kinder einen tiefen Eindruck, welcher wieder bei der Besichtigung der ins Breite gehenden Tuchhallen, des Rathausturmes und des weiten Ringes verwischt wurde. Auch das Innere der St. Albert Kirche, das Mickiewicz-Denkmal und der Platz, an welchem Kosciuszko seinen Treueid leistetete, wurde einer Besichtigung unterzogen, wobei die Kinder auf die Bedeutung der besichtigten Objekte aufmerksam gemacht worden sind. Darauf wurden die Kinder nach dem Wawel geführt. Hier wurden die Kathedrale, die einzelnen Kapellen, die Königsgruft, der Siegmundsturm und das Schloß in Augenschein genommen. Auf dem Rückwege zu den Quartieren besuchte man einige der vielen Kirchen Krakaus.

Der zweite Ausflugstag war mit dem Besuch des Kopiec Kosciuszki und der größeren Parkanlagen ausgefüllt, welche im schönsten Frühlingsschmuck prangten. Am Nachmittag wurde die Kirche der Reformatoren mit dem Grabe des hl. Sebastian besichtigt. Die Särge der dort ruhenden Toten wurden geöffnet und die Schulkinder auf andere 250 Leichen der Ordensbrüder aufmerksam gemacht, die unbesargt im Sande der Gruft lagen, da nach einer früheren Ordensregel die Brüder ohne Sarg bestattet werden mußten.

Am dritten Tage ging es hinaus nach Wieliczka. Die Fahrt auf der Schale nach dem ersten Stollen des Bergwerks machte den Kindern eine besonders große Freude. Die im Salz gehauene Antonius-Kapelle und die verschiedenen Salzskulpturen und Figuren interessierten die Kinder sehr. Auch das Arbeiten mit elektrischen Bohrern, das Verladen des Rohsalzes und andere Arbeiten im Bergwerk wurden von seiten der Kinder mit großem Interesse verfolgt. Dann ging es wieder mit der Schale hinauf an den Tag. Auf der Rückfahrt tauschten die Schulkinder in lebhaften Gesprächen die Eindrücke aus, welche dieser wohlgelungene Ausflug in ihren jungen Gemütern hinterließ. Am Bahnhof in Schoppinitz wurden die Kinder von ihren Eltern erwartet und in Empfang genommen. Der Ausflug dürfte den Kindern noch recht lange in angenehmer Erinnerung verbleiben.

—h.

Die Elektrifizierung der ganzen Umgebung. Die Myslowitzer Stadtverwaltung handelt bei der Legung der elektrischen Kabelleitungen großherzig. Sie beschränkt sich nicht darauf die Stadt als solche mit elektrischer Beleuchtung zu beglücken, sondern denkt auch an die entlegenen Vororte, ja selbst an die Gemeinden, die im Plesser Kreise bereits liegen. Die Oberschlesischen Elektrizitätswerke haben in Myslowitz eine neue Bezirks-Stromverteilungsstelle gebaut, die an die städtische Elektrizitätsanstalt grenzt. Die Verteilungsstelle steht bereits fertig da. Von da aus wird die Stromversorgung für die ganze Umgebung erfolgen. Die elektrische Beleuchtung erhalten neben der Stadt Myslowitz die Vororte: Cmok, Städtisch-Janow, Stawiska und Schabelnia. Mit Brzenzkowitz werden gegenwärtig Verhandlungen gepflogen. Die Gemeinde Brzenzkowitz tritt Slupna an Myslowitz ab und die Stadt Myslowitz wird Slupna und Brzenzkowitz mit Strom versorgen. Damit ist jedoch die Elektrifizierung noch nicht abgetan, da auch mit den weiter entlegenen Ortschaften Verhandlungen gepflogen wurden. Heute steht es bereits fest, daß eine Reihe von Gemeinden, die in der südlichen Richtung von Myslowitz gelegen sind, ebenfalls elektrische Beleuchtung von Myslowitz aus erhalten. Es sind das die Gemeinden Larisch, Morgi, Brzesinka und andere. Mit der Kabellegung wurde bereits in diesen Gemeinden begonnen, und man hofft, daß bereits im nächsten Winter die entlegenen und vernachlässigten Gemeinden, die zum Teil im Walde liegen, im Glanze der elektrischen Beleuchtung erscheinen werden. Die Stadt hat für ihren Elektrotechniker ein Motorfahrrad gekauft, damit er die Arbeiten besser leiten und überwachen kann. Nebst der elektrischen Beleuchtung wird von Myslowitz bis Brzesinka eine elektrische Breitspurbahn gebaut. Sie ist als eine Verlängerung der noch heutigen Schmalspurbahn, welche zwischen Schoppinitz und Myslowitz verkehrt, gedacht. Das Schienenmaterial wird schon langsam an Ort und Stelle geschafft. Die Stadtverwaltung hat sich sehr um diese Verlängerung der Straßenbahn bemüht und gewährt der Gesellschaft alle möglichen Erleichterungen. Dadurch wird Brzesinka mit dem inneren Industriebezirk verbunden.

Nachtapothekendienst in Myslowitz. Von Montag, den 10. d. Mts., wird der Nachtapothekendienst in Myslowitz von der Stadtapotheke bis einschließlich Sonntag, den 17. d. Mts., versehen.

Eine neue Autobuslinie. Auf allgemeinen Wunsch der Bürgerschaft ist von seiten der Firma Adamaszek-Myslowitz eine neue Autobuslinie eingerichtet worden, welche von Kattowitz aus über Myslowitz—Dombrowa Gornicza—Strzymieszczyce—Slawkow—Boleslaw—Olkusz—Ojcow nach Krakau führt. Allerdings findet dieser Verkehr zurzeit nur an den Sonntagen statt. Die erste Fahrt findet am morgigen Sonntag, den 9. Juni, und zwar morgens 6 Uhr und 13.30 Uhr ab Kattowitz statt. Da die Linie einige bekannte Kurorte berührt, dürfte sie sich einer großen Beliebtheit erfreuen. So ist der Wunsch vieler Sommerreisender in Erfüllung gegangen.

—h.

Was der Rundfunk bringt.

Kattowitz — Welle 416,1

Sonntag. 10,15: Uebertragung des Gottesdienstes. 12,10: Konzert. 15: Vorträge. 16: Unterhaltungskonzert. 18,35: Vorträge. 20,30: Abendprogramm von Warschau.

Warschau — Welle 1415

Sonntag. 10,15: Uebertragung aus der Kathedrale von Wilna. 15: Stunde des Landwirts. 16: Schallplattenkonzert. 16,35: Vortrag. 17: Unterhaltungskonzert. 18,35: Vortrag und Berichte. 20: Von Wilna. 20,30: Volkstümliches Abendkonzert. 21: Literaturstunde. 21,15: Fortsetzung des Abendkonzerts. 22: Die Abendberichte, danach: Tanzmusik.

Gleiwitz Welle 326.4. Breslau Welle 321.2.

Sonntag, 9. Juni. 8,45: Uebertragung des Glockengeläuts der Christuskirche. 9: Morgenkonzert mit Schallplatten. 11: Katholische Morgenfeier. 12: Uebertragung aus Gleiwitz: Heitere Chöre. 14: Zehn Minuten für den Kleingärtner. 14,10: Ernst Thiemann liest eigene Mundartdichtungen. 14,35: Schachfunk. 15: Stunde des Land- und Forstwirts. 15,25: Die Mutter an der Wiege. 16: Märchenstunde. 16,30: Schlesier auf Schallplatten. 17,45: Abt. Wanderung. 18,10: Moderne Klaviermusik. 19,05: Der Arbeitsmann erzählt. 19,30: Wetterbericht. 19,30: Unbefugten ist der Zutritt verboten! 20,30: Schlesisches Schützenfest. 22: Die Abendberichte. 22,30—24: Tanzmusik.

Montag, 10. Juni. 16: Im Volkston. 17,30: Elternstunde. 18: Stunde der Musik. 18,25: Abt. Wirtschaft. 19,25: Wetterbericht. 19,25: Hans Bredow-Schule, Abt. Philosophie. 19,50: Abt. Welt und Wanderung. 20,15: Am Mikrophon. Anschließend: Kompositionen von Robert Hernried. 22: Die Abendberichte und Funktechnischer Briefkasten.

Deutsch-Oberschlesien

Schiedsspruch im oberschlesischen Steinkohlenbergbau.

Lohnerhöhung um 4 Prozent.

Am Freitag fanden unter Vorsitz von Professor Brahn, der als Sonderschlichter vom Reichsarbeitsminister bestellt war, Lohnverhandlungen für den oberschlesischen Steinkohlen- und Erzbergbau statt. Da die Verhandlungen zu einem Ergebnis nicht führten, wurde in einer Schlichterkammer ein Schiedsspruch gefällt, der für den Steinkohlenbergbau eine Lohnzulage von 4 Prozent vorsieht. Außerdem wurden noch einige Einzelheiten der Lohntafel geändert.

Die Lohnfrage für den Erzbergbau ist vertagt worden. Der Vertrag läuft bis zum 31. Oktober 1930.

Die Parteien sollen sich bis zum 12. Juni über Annahme oder Ablehnung erklären.

Geschäftliches

Verantwortlich für den gesamten redaktionellen Teil: Josef Helmrich, wohnhaft in Katowice; für den Inseratenteil: Anton Rzyttki, wohnhaft in Katowice. Verlag: „Freie Presse“, Sp. z ogr. odp., Katowice; Druck: „Vita“, nakład drukarski, Sp. z ogr. odp., Katowice, Kościuszki 29.

Der Spruch der Sterne

Von Hans Bauer.

Vor langen, langen Jahren lebte im fernen Indien ein mächtiger Kaiser, der einen großen Hof hielt. Hunderte von Beratern, Tausende von Höflingen wimmelten in seinem Schlosse herum. Allen öffnete er sein Ohr, und groß war die Fülle der Anregungen, von denen er täglich sich und die Regierung des Landes beeinflussen ließ.

Da trat eines Tages sein Sterndeuter, ein kluger und weiser Greis, vor ihn hin und sagte: „Herr! Schweres Unheil — so haben mir die Sterne verraten — droht deinem Hause. Nur unter einer Bedingung kann es von ihm ferngehalten werden. Es muß von der Nacht an, in der das nächstemal die Scheibe des Mondes kein Licht wirft, an allen folgenden Tagen jemand aus deinem Berater- und Höflingskreise freiwillig aus dem Leben scheiden. Er muß sich um der Erhaltung deines Hauses willen zur Mittagsstunde an dem Palmenbaum erhängen, der am weitesten südlich im Schloßparke steht. Laß den Spruch der Sterne an deinem Hofe ausrufen! Ich zweifle nicht daran, daß sich genug Leute finden werden, die um deinetwillen den Tod gering achten."

Der Spruch wurde im Schlosse verkündet, und das Wunderbare geschah: Nach drei Tagen, als die Gefahrzeit begann, hing prompt ein Berater des Kaisers an der südlichen Palme, und am nächsten Tage wieder einer ...

Vier Monate vergingen. Oft fragte der Kaiser den Sterndeuter, wann die Gefahrzeit denn beendet wäre, denn er liebte die Menschen an seinem Hofe und beklagte bitter das Schicksal, das eine so harte Prüfung verlangte.

Der Sterndeuter runzelte die Brauen. Noch nicht," erwiderte er.

Inzwischen erhängten sich die Getreuen weiter, freiwillig, ohne jeden Zwang, für das Glück des Kaiserhauses. Fünf Monate rannen dahin, sechs Monate ... Die Höflingsschar lichtete sich.

Nach dem siebenten Monat konnte dem Kaiser eines Nachmittags berichtet werden, daß zum ersten Male kein Toter am Palmenbaume zu finden wäre. Der Kaiser ließ sofort den Sterndeuter rufen und fragte ihn nach dem Sinne dieses Ereignisses.

„Herr," lächelte der Greis, „ich habe dir eine frohe Botschaft zu bringen. Die schlimmste Gefahr, die bis heute deinem Hause drohte, ist nun glücklich abgewendet."

Der Kaiser verwunderte sich.

„Die Sterne haben es mir in der vergangenen Nacht verraten, von welcher Seite dir das größte Unheil droht: nicht von der Schlechtigkeit der Menschen, nicht von ihrer Selbstsucht, sondern von der Dummheit."

„Von der Dummheit?" fragte der Kaiser und strich sich über die Stirn.

„Ja, von der Dummheit," sagte der Greis, „die gottlob nun endlich an deinem Hofe ausgestorben ist."

Geschichten vom Walzerkönig

Jetzt, da die einschmeichelnden Klänge des Walzers wieder immer stärker den mißtönigen Lärm der Jazzmusik verdrängen, gedenken wir dankbar des klassischen Meisters des Wiener Walzers, des jüngeren Johann Strauß, der am 3. Juni vor drei Jahrzehnten aus diesem Erdental dahingegangen ist, um nun den Himmelsbewohnern seine Walzer vorzuspielen, wie dies in einem köstlichen Schattenriß dargestellt ist. Freilich, nicht immer ist die Musik von Johann Strauß als so gemütlich und idyllisch empfunden worden wie heutzutage, da wir so ganz andersartige exotische und aufreizende Weisen kennengelernt haben. Es gab eine Zeit, da glaubte man im Walzer dieselbe Wildheit entfesselt wie heut im Jazz. Damals schrieb Heinrich Laube von dem jungen Johann Strauß, der seine Wiener in einen Rausch des Entzückens erhob: „Der Mann ist ganz schwarz wie ein Mohr, das Haar kraus, der Mund melodiös, unternehmend aufgeworfen, die Nase abgestumpft. Man hat nur zu bedauern, daß er ein weißes Gesicht hat, sonst wäre der, der komplette Mohrenkönig Balthasar. Echt afrikanisch leitet er auch seine Tänze: die eigenen Gliedmaßen gehören ihm nicht mehr, wenn sein Walzerdonnerwetter losgegangen ist. Der Fiedelbogen tanzt mit dem Arme und ist der leitende Chapeau seiner Dame. Der Takt springt mit dem Fuße herum, die Melodie schwengt die Champagnergläser in seinem Gesichte, der ganze Vogel Strauß nimmt seinen stürmischen Anlauf zum Fliegen — der Teufel ist los!"

Dem genialen Musikanten, der so unendlich viele Melodien erfunden hat, flogen die Themen in solcher Fülle zu, daß er sich ihrer kaum erwehren konnte. Selbst bei der Arbeit an seinen Operetten verfolgten sie ihn. „Während ich an einer hochdramatischen Szene schreibe," erzählt er einmal seiner Frau, „fährt mir wie ein Blitz durch den Schädel ein verfluchter Hauer von einem Walzer, der den Naturwalzer (Nur für Natur ...) fast überflügelt — weil er bei seiner Gemütlichkeit eine unverschämte Keckheit entwickelt. Als er entstanden, fluchte ich und dachte: Saukerl, dich kann ich jetzt nicht brauchen — verschwind'!" Er war gewohnt, zum Aufnotieren seiner raschen Einfälle sogar die Manschetten seines Hemdes zu benutzen, und das führte im Hause Strauß' zu mancher Szene, wenn gerade große Wäsche war und eine geniale Skizze mit den Hemden in die Wäsche wanderte, ehe sie der Meister auf dem Papier ausgearbeitet hatte. Gewöhnlich freilich sammelte seine Frau Adele diese flüchtigen Skizzen neuer Werke sorgfältig, und viele Bände mit solchen rasch hingeworfenen Melodien, die von ihm nie benutzt wurden, sind von ihr aufbewahrt.

Selbst die unsterbliche „Fledermaus" erblickte auf solche Weise das Licht der Welt. „Sie ist eigentlich in meiner Wohnung beim Tarock geschaffen worden," berichtet darüber der erste Darsteller des Eisenstein, Szika." Bei aller Munterkeit konnte Strauß plötzlich das Spiel unterbrechen und die Karten hinlegen. „Einen Moment, meine Herren ..." und schon zog er die Manschette hervor, liniierte sie flüchtig und bedeckte sie mit Noten. Beim Tarock ist z. B. „Brüderlein und Schwesterlein" entstanden und auf der Manschette notiert worden. Hatte Strauß einen melodiösen Einfall, dann rief er mir freudestrahlend zu: „Szikerl, ich hab' schon wieder was!" Außer den Manschetten dienten ihm auch andere Dinge als Notenpapier. So hat er das Motiv zu dem Walzer „Nur für Natur" auf eine Hundertguldennote aufgezeichnet, so daß das Autogramm dadurch einen besonderen Wert erhielt. Die erste Anregung zum Komponieren von Operetten erhielt Strauß übrigens durch Offenbach, den großen Meister der Operette. Die beiden saßen eines Abends im Gasthof „Zum goldenen Lamm" in Wien beisammen. Da rief Offenbach plötzlich: „Lieber Strauß, Sie sollten Operetten schreiben!" Der Walzerkönig sträubte sich gegen diesen Gedanken, aber Offenbach versicherte immer wieder mit Entschiedenheit: „Sie besitzen alle Eigenschaften dazu," und er hat sich nicht getäuscht.

Atempause

Von H. Eisgruber.

Der Himmel war wolken- und nachtverhangen. Regenschauer klatschten an die Stämme der ächzenden Chausseebäume. Windstöße ließen die Drähte aufheulen, durch die der elektrische Strom jagte.

Aus dieser unbarmherzigen Landschaft kam, armselig und gespenstig, ein Mann. Sein Leib war gepeinigt und zerschlagen und verhungert. Seit vielen, vielen, unzählbaren Wochen schleppte er ihn von Dorf zu Dorf, von Stadt zu Stadt. Vorwärts, immer vorwärts! Von Hoffnung zu Hoffnung. Von Sinnlosigkeit zu Sinnlosigkeit. Die Großstadt hatte ihn ausgespien und durch die Lande gejagt. Jetzt wankte er wieder der Großstadt entgegen. Rückwärts, immer rückwärts.

Die Chaussee, deren Schlammrücken Johannes Schreifogel, der Musiker und Landstreicher, heute zehn Stunden lang durchwatet hatte, war zu Ende. Die ersten Häuser der Stadt warfen rötliche Lichtstrahlen in die stöhnende Nacht. In Schreifogels dumpfer Seele erwachten die Hoffnungsgeister und warfen Anker aus.

Schritt für Schritt, gegen Regen, Hunger, Wind und grenzenlose Müdigkeit kämpfte sich Schreifogel voran. Dem Licht entgegen. Aus verschüttetem Winkel klomm ihm eine Melodie in die Kehle, wie er sie oft von Arbeitertrupps gehört hatte: „Immer vorwärts, auf die Höhen ...!"

Sie brach ab, unvermittelt, wie sie gekommen war. Ein lallendes Gelächter keuchte zwischen Schreifogels bläulichen Lippen hervor. Er glaubte an keine Höhen mehr. Für ihn gab es keinen Anstieg. Abstieg auf der ganzen Linie. Landstraße. Sumpf. Hunger. Dreck. Wurschtigkeit. „Auf die Höhen ...?" Seine blecherne Stimme überschlug sich schrill und versickerte gluckend.

Schreifogel lehnte verschnaufend seinen elenden Leib an die stählernen Pfeiler des Eisenbahnviadukts, der ihn jetzt in seinen Schutz nahm. Er versank in jenen gedankenlosen, tierhaften Halbschlaf, den ihn die Monotonie der Landstraße gelehrt hatte.

Ein leises Zittern der Eisenstreben ließ ihn wieder erwachen. Langsam bog er sich vornüber und stolperte aus dem Schatten des Dammes. Von links her wuchs ein Licht aus dem Dunkel, teilte sich, zwei Lichtkegel glitten, von metallenem, immer stärker anwuchtendem Donner begleitet, auf dem Bahndamm heran.

Aus dem geschundenen, ausgestoßenen Herzen dieser lebensentrechteten Kreatur reckte sich brandroter Haß hoch und schüttelte die Fäuste wider die Geborgenheit der anderen. Die Nacht wurde weiß wie ein Leichentuch im Widerschein dieses Hasses. Als der letzte Lichtwagen an Schreifogel vorübergedonnert war, schlug die Finsternis jäh und schwärzer denn zuvor wieder über ihn zusammen.

Schreifogel wankte ernüchtert und stumpfsinnig weiter durch die Dunkelheit. Das Wasser in seinen löcherigen Stiefeln gluckste. Die Lumpen klebten zäh und kalt an seinem Leibe. Die wunden Füße schmerzten grausam. Und der Hunger wühlte bestialisch in den Eingeweiden.

Die ersten Häuser der Stadt schoben sich heran. Schreifogel hielt inne, als die Töne einer sanften Musik sein Ohr trafen. Seltsam erregt, wie einer, der nach Jahren sein verlorenes Kind wieder sieht, trat er dem Fenster näher, aus dem die Töne zu kommen schienen. Das gedämpfte Licht, das aus den spiegelnden Glasscheiben tropfte, beschien sein verwildertes, aber nun vor den melancholisch dahingleitenden Tönen entkrampftes Antlitz. Selig hingegeben und selbstvergessen stand das frierende, durchnäßte Lumpenbündel an den Gartenzaun gelehnt und sog durstig die Schönheit der Melodien in seine Seele.

Aber plötzlich warf eine harte Hand das halbgeöffnete Fenster zu. Die Musik riß ab gleich einer Quelle, die plötzlich in den Boden zurücksickert. Ein Windstoß brachte Schreifogel ins Wanken. Noch einmal riß er den Kopf nach den verschollenen Tönen empor.

Aber die Fenster der Behüteten und Geborgenen schlossen dicht.

Und Schreifogel trottete trotzig und mit geballten, blaugefrorenen Fäusten weiter. In die Finsternis, die ihn bald verschlang.

Wieder gut gemacht

Der berühmte Maler Menzel erfreute sich keiner imposanten Körpergestalt. Eine hübsche Geschichte von der „kleinen Exzellenz", die der Maler Hans Fechner beobachtet hat, wird jetzt in den „Schlesischen Monatsheften" erzählt. Ein riesengroßer Arbeiter sah einmal den kleinen großen Mann am Starßenrand stehen, wie er in das Wagengetümmel blickte, und da er vermutet, daß der Meister, der durch seine Erscheinung eine allbekannte Persönlichkeit war, herüber wollte, packte er ihn wie ein kleines Kind und setzte ihn mit den Worten auf der anderen Seite ab:

„Ne, nee, Exzellenz, heut' ist det zuviel Gefahre vor Ihnen, bei so'n Hundewetter."

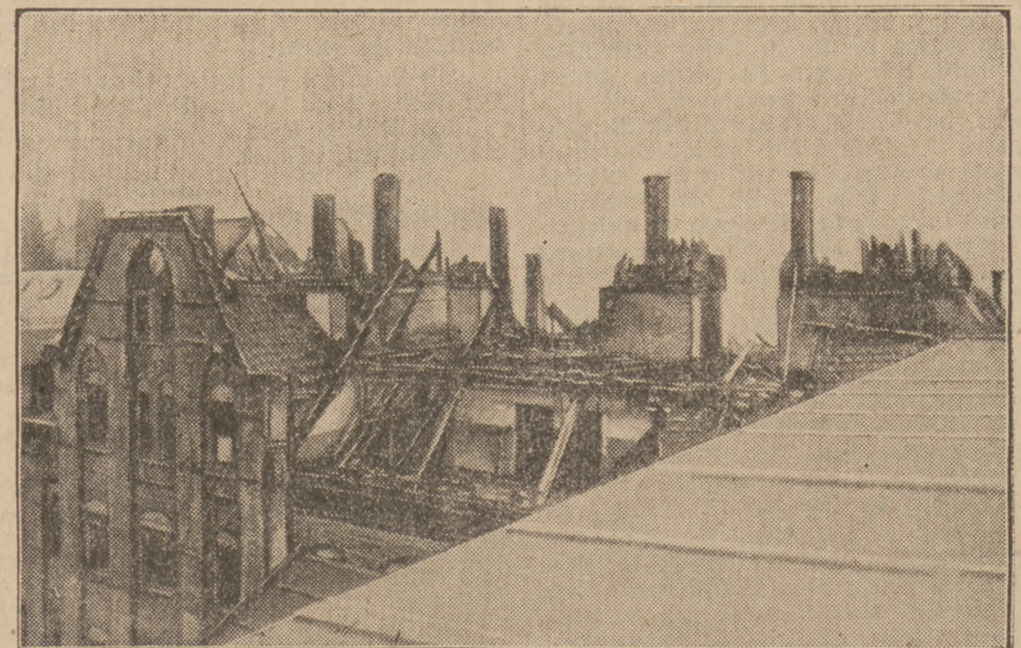
Menzel aber war über diese Hilfeleistung keineswegs entzückt, sondern sagte barsch:

„Wollte ja gar nicht rüber, wollte die Abspiegelung der Laterne auf dem nassen Straßenpflaster zeichnen. Warum stören Sie mich da?"

„Na, denn entschuldigen Sie nur, Exzellenzeken, det ha'k ja nich gewußt," begnügte ihn der Riese; dann packte er den kleinen Herrn wieder unter die Arme, hob ihn empor und trug ihn schleunigst über den Fahrdamm zurück.

Der Höhlenmensch von Benthe

In Benthe, im Hannoverschen, muß es heute noch sehr romantisch sein. Rings um die kleine Stadt liegen riesige Wälder, und so mag es wohl geschehen, daß selten Fremde durch die tiefen Forsten wandern, obwohl diese Gegend allgemein als Ausflugsort bekannt und beliebt ist. Jedenfalls fand ein Benther Einwohner im tiefsten Dickicht des meilenweiten Waldes einen Mann in den besten Jahren, dessen struppige Haar- und Bartmähne und verkrustete Haut einen merkwürdigen Eindruck auf den Beschauer machten ... Die guten Proportionen des Findlings ließen jedoch nicht auf Hunger und Elend schließen. Der Mann sah aus wie ein Einsiedler. Nachforschungen ergaben aber, daß dieser moderne Diogenes in einer Höhle aus festem Gestein ein angenehmes Dasein führte. Denn munter stieg eine Rauchwolke zum Himmel auf, und im Innern der „Wohnung" hingen Schinken und Würste wie reife Trauben an der Decke. Landjäger brachten den Höhlenbewohner, der sich sehr wortkarg verhielt und den Eindruck eines Menschen machte, der jahrelang als Einsiedler gelebt hatte, in die nahe gelegene Stadt. Sie konnten aber nichts aus ihm herausbringen, und man weiß nicht, ob es sich um einen armen Narren handelt oder um eine Persönlichkeit, die von den Behörden gesucht wird und allen Grund hat, sich der Oeffentlichkeit zu entziehen.



Krankenhausbrand in Koblenz

Im Krankenhaus der katholischen Schwestern in Koblenz brach ein verheerender Brand aus. Auch die angrenzende Kapelle wurde von dem Feuer ergriffen. An dem Rettungswerk beteiligte sich außer der gesamten Feuerwehr der Stadt auch eine Abteilung der französischen Besatzung, die einen Teil der Kranken in das benachbarte, jetzt von der Besatzung benutzte ehemalige Militärlazarett in Sicherheit brachte.

4. Kongreß der polnischen Klassen-Gewerkschaften

10 Jahre Arbeit für die polnische Arbeiterklasse

Immer mehr kommt auch die polnische Arbeiterschaft zu dem Bewußtsein, daß nur die Klassen-Gewerkschaften imstande sind, ihre Berufsinteressen zu vertreten. Die Reihen der bestehenden Klassen-Organisationen sind in den letzten Jahren stetig im Wachsen. Zwar erreichen sie nicht die Stärke anderer europäischer Organisationen, wie z. B. derjenigen Deutschlands, Oesterreichs usw., doch zeigt sich von Jahr zu Jahr eine steigende Tendenz. Es muß hierbei berücksichtigt werden, daß gerade die Organisationen im kongreßpolnischen Teil Polens während der zaristischen Zeit mit großen Schwierigkeiten und behördlichen Schikanen zu kämpfen hatten, weshalb sie nicht die Entwicklung nehmen konnten, wie dies in anderen Ländern der Fall war. Dem Muster anderer Länder folgend, vereinigten sich auch die bestehenden polnischen freien Gewerkschaften zu einer Gewerkschaftskommission bezw. in einer Zentrale, die die Spitzenorganisation darstellt. Anläßlich des 4. Kongresses, welcher am 30., 31. Mai, 1. und 2. Juni in Warschau stattfand, konnte diese Spitzenorganisation oder Zentralkommission der polnischen Klassen-Gewerkschaften genannt, gleichzeitig auf ihr 10 jähriges Bestehen zurückblicken. Auf diesem Kongreß wurde also nicht nur ein Rückblick auf die Zeit zwischen dem letzten Kongreß, der im Jahre 1925 stattfand, sondern auch auf die im ganzen in zehnjähriger Dauer geleistete Arbeit geworfen. Welche Arbeit diese Spitzenorganisation geleistet hat, geht z. B. daraus hervor, daß noch vor 10 Jahren in Polen etwa 130 Einzelverbände und etwa 7 Landeszentralen mit verschiedenen Tendenzen und Ideologien bestanden, während heut etwa 30 einheitliche Organisationen in einer einzigen Landeszentrale zusammengeschlossen sind. Gerade in den letzten 4 Jahren ist dieser Prozeß des Zusammenschlusses besonders fortschreitend gewesen. Welche Entwicklung in den letzten 4 Jahren die Bewegung gemacht hat, geht daraus hervor, daß seit dem Jahre 1925 die Verbände, welche sich der Zentralkommission anschlossen, von 27 auf 30 gestiegen ist, während die Mitgliederzahl der in der Zentralkommission zusammengeschlossenen Verbände von rund 222 000 im Jahre 1925 auf rund 300 000 gestiegen ist, so daß die Mitgliederzahl um rund 70 000 zugenommen hat. Die polnische freigewerkschaftliche Arbeiterschaft braucht sich dieser Entwicklung nicht zu schämen. Sie konnte mit ruhigem Gewissen zu ihrem Kongreß die Vertreter ausländischer Organisationen einladen, um vor ihnen Rechenschaft über ihre Bewegung abzulegen.

Im schönen neuen Verbandshaus der Eisenbahner-Gewerkschaft, und zwar im Theatersaal, wurde der 4. Kongreß der polnischen Klassen-Gewerkschaften mit dem Absingen der „Internationale" eines Männerchors und dem Abspielen des Kampfliedes der polnischen Arbeiterklasse „Das rote Banner" eingeleitet. Der bisherige Vorsitzende der Zentralkommission, der Landarbeiterführer Genosse Abgeordnete Kwapinski eröffnete den Kongreß mit einer Ansprache. Er wies in längeren Ausführungen auf die in den letzten 10 Jahren geleistete Arbeit hin und erklärte, darauf stolz zu sein, daß trotz Zerstörungsversuchen von verschiedenen Seiten, wie der Kommunisten und der in der letzten Zeit abgesplitterten Regierungssozialisten, die Zentralisation vorwärts schreite. Er glaubt fest daran, daß es keine Kraft gibt, welche in der Lage wäre, die stählernen Reihen der fast 300 000 organisierten Arbeiter zu zerschlagen. Auch jetzt wieder hat die polnische Arbeiterklasse eine schwere Zeit zu überleben, in der unter der Parole „Kampf der Demokratie" die Arbeiterklasse getroffen werden soll. Wir sind die heftigsten Verteidiger des demokratischen Parlamentarismus, welcher für uns so notwendig ist wie das tägliche Brot und werden uns allen Proben der Beseitigung der Demokratie zu widersetzen wissen. Seine Ausführungen wurden mit stürmischem Beifall aufgenommen, worauf sich dann die Delegierten zum Andenken der in den letzten Jahren verstorbenen Mitglieder von den Plätzen erhoben.

Nach der Wahl des Präsidiums, in welchem auch der Vertreter der deutschen Textilarbeiter Genosse Lukas Platz nahm, folgte die Begrüßungsansprache der ausländischen Gäste. Es sprach zuerst, von Beifall empfangen, der Vertreter der Amsterdamer Gewerkschaftsinternationale Genosse Tayerle, welcher dem Kongreß die besten Wünsche der Arbeiterschaft der ganzen Welt überbrachte. Besonders hob er hervor, daß es alle eine Idee umfaßt: Kampf um die Wirtschaftsdemokratie, gemeinsames Streben zum Frieden und Ablehnung des Bruderkampfes. Dann sprach der Vertreter der polnischen sozialistischen Partei, Genosse Abgeordneter Barlicki. Der Redner wies vor allem auf die politischen Verhältnisse in Polen hin. Dann sprachen hintereinander noch, mit Händeklatschen empfangen, der Genosse Eggert im Namen der freien Gewerkschaften Deutschlands; Genosse Lenoir als Vertreter der französischen General-Arbeiterkonföderation; Genosse Kasprzyk für die freien Gewerkschaften der Tschechoslowakei; Genosse Jahanson für die schwedische Arbeiterschaft; Genosse Van Der Lende für die holländische Arbeiterklasse; Genosse Wetzkoln für die lettischen Arbeiter; Genosse Martinson als Vertreter der estländischen Gewerkschaft; Genosse Klosowski für die Danziger Gewerkschaftszentrale; Genosse Jesionowski als Vertreter der polnischen Arbeiter in Frankreich; Genosse Kwasnycia als Vertreter der ukrainischen Sozialdemokratie; Genosse Ehrlich vom Bund; Genosse Abgeordneter Kronig im Namen der deutschen sozialistischen Arbeiterpartei in Polen, sowie die Genossen Czapinski und Szerkowski im Namen der T. U. R. und der Genossenschaftsorganisation „Spolen". Am Schluß begrüßte noch der Genosse Abgeordnete Arciszewski den Kongreß im Namen der neuaufgerichteten Warschauer Organisation der P. P. S. Begrüßungstelegramme haben gesandt: die Berufsorganisationen Belgiens, Spaniens, Dänemarks, die deutschen freien Gewerkschaften Polnisch-Oberschlesiens usw. Außerdem hat noch die kommunistische Partei ein Begrüßungsschreiben gesandt, welches aber vom Kongreß nicht entgegengenommen wurde. Durch Abstimmung wurde dann beschlossen, an folgende Begrüßungstelegramme zu schicken: Genossen Senator Limanowski, Sejmmarschall Daszynski und die Abgeordneten Marek und Ziemiencki.

Leider konnte ein Zwischenfall, den die Kommunisten hervorgerufen haben, nicht vermieden werden. Eine Anzahl von Kommunisten wollte durchaus in den Beratungssaal hinein. Sie wurden aber durch die Kongreßmiliz zurückgedrängt.

In der Nachmittagstagung des ersten Tages gab dann der Generalsekretär Genosse Abgeordneter Zulawski seinen Bericht. Er beschränkte sich nur in der Ergänzung des den Delegierten gedruckt unterbreiteten Berichtes. Neben rein organisatorischen Fragen behandelte er im größeren Maßstab die Arbeit der Zentralkommission auf dem Gebiete des Achtstundentages, der Arbeiterschutz-Gesetzgebung überhaupt, der Frage der Emigration, sowie des Arbeitslosenproblems, der Enquetekommission usw. Als er über die augenblicklichen politischen Verhältnisse sprach, schilderte er auch folgenden charakteristischen Vorfall: Die Zentralkommission hat genau wie bei den früheren Kongressen auch das Arbeitsministerium zum Kongreß eingeladen. Es erschien auf diese Einladung hin irgend ein junger Beamter, welcher die Erklärung abgab, daß er nicht als Vertreter des Ministeriums gekommen wäre, sondern als „Observator". Im Verlauf der Begrüßungsrede eines Gastes erklärte er dem Genossen Zulawski, daß er den Saal verlassen müsse, weil ihm die Rede des betreffenden Genossen nicht gefallen hätte. Genosse Zulawski erklärte unter nicht endenwollendem Beifall der Delegierten mit Nachdruck, daß die Arbeiterklasse niemals sich das Recht der freien Rede nehmen läßt und daß alle Proben der Regierung in dieser Richtung vollkommen versagen werden.

Im Anschluß an das Referat fand eine Diskussion statt, in welcher zwei kommunistische Vertreter eine sehr klägliche Rolle spielten. Auch wurde Stellung zur Frage des Anschlusses der deutschen freien Gewerkschaften in Polnisch-Oberschlesien genommen. Nach dieser Diskussion wurde der Bericht der Zentralkommission akzeptiert und ihr Entlastung erteilt.

Die Mandatskommission stellte dann fest, daß 185 stimmberechtigte Delegierte anwesend sind. Im ganzen waren weit über 300 Personen anwesend. Nach der Wahl verschiedener Kommissionen hielt der Sekretär der Zentralkommission Genosse Zdanowski ein Referat über das Thema „Demokratisierung der Wirtschaft". In seinem Referat gab der Referent zuerst einen Ueberblick über die wirtschaftlichen Verhältnisse Polens. An verschiedenen Beispielen, wie planlos auch in Polen gewirtschaftet wird, begründete der Referent die Forderung der polnischen freien Gewerkschaften auf staatliche Kontrolle der Kartelle unter Teilnahme der Arbeiterklassen und der Konsumenten. Nachdem er noch über die Rationalisierung in der Industrie sprach, forderte er die Bildung eines Wirtschaftsrates, entsprechender Räte zur Kontrolle über die Produktion und den Verkauf, welcher den ersten Schritt zur Demokratisierung der Wirtschaft führen soll. Eine entsprechende Resolution legte er dem Kongreß zur Annahme vor. Auch hier folgte eine ausgiebige Diskussion, worauf dann Genosse Abgeordneter Stanczyk über die Sozialgesetzgebung referierte. Es würde zu weit führen, seine Ausführungen wiederzugeben, es ist aber wichtig, darauf hinzuweisen, daß er z. B. auch die Einführung des Urlaubsgesetzes für Polnisch-Oberschlesien verlangte. Weiter verlangte er die Einführung von Arbeiterkammern, die Innehaltung der verbindlichen Gesetze über die Arbeitszeit usw. Nach einer dem Referat folgenden Diskussion sprach dann Genosse Szerkowski noch über das Thema: „Genossenschaften und Gewerkschaften". Er gab einen Ueberblick über die in Polen bestehenden Konsum-Genossenschaften, Wohnungsbau-Genossenschaften usw. Auch er legte eine entsprechende Resolution vor.

Bemerkenswert ist noch, daß der Kongreß mit Enthusiasmus den Beschluß faßte, der englischen Arbeiterschaft eine Glückwunschdepesche aus Anlaß ihres Wahlsieges zu übersenden.

Als letztes Referat stand auf der Tagesordnung die Frage „Organisation und Politik". Hierüber referierte Genosse Zulawski. Dieses Referat löste gleichfalls eine sehr ausgiebige Diskussion aus. Dann folgten die Abstimmungen über die vorgelegten Resolutionen und sonstigen Anträge. Es seien nur einige genannt, und zwar eine Resolution zur politischen Lage, zur wirtschaftlichen Lage, zur Wirtschaftsdemokratie, zur Arbeitsgesetzgebung, zur Organisation und Taktik, zur Frage der Organisierung der Frauen und Jugendlichen, gegen die Bildung von Organisationen durch den Staat in den staatlichen Betrieben, gegen die militärische Vorbereitung, für gleiches Recht zur Arbeit für die Arbeiterschaft der Minderheiten, gegen die Konfiszierung der „Internationale" durch die Zensur, für Erhöhung der Beiträge von 4 auf 5 Groschen usw.

Alle Resolutionen und Anträge wurden einstimmig angenommen, nur die beiden kommunistischen Vertreter stimmten dagegen, u. a. auch gegen den Protest betreffend Verbot der „Internationale" und der militärischen Vorbereitung. Dann wurden noch einige Satzungsänderungen beschlossen.

Am Schluß wurde die Wahl der neuen Zentralkommission vorgenommen. Diese besteht aus 35 Personen. Alle größeren Verbände sind darin vertreten. U. a. ist auch vertreten in der Zentralkommission der Afabund Polnisch-Oberschlesiens durch den Genossen Peschka und als Vertreter der deutschen Arbeiterschaft Abgeordneter Zerbe. Gleichfalls wurde neu gewählt die Revisionskommission.

Der Kongreß nahm sein Ende. In feierlicher Rede schloß der Genosse Kurylowicz den Kongreß. Mit dem Absingen der „Internationale" wurde der Kongreß geschlossen.

Allen Teilnehmern wird der Kongreß, welcher 4 Tage dauerte, im Andenken verbleiben. Er hat eine Menge wertvolle Arbeit für die polnische Arbeiterklasse geleistet. Die Beratungen haben zweifellos dazu beigetragen, der polnischen freigewerkschaftlichen Bewegung einen weiteren Fortschritt zu gewährleisten. Es ist noch viel Arbeit auf dem Gebiete der Organisierung der Arbeiterschaft zu tun. Noch gibt es eine große Anzahl Arbeiter, die die Zeichen der Zeit noch nicht erkannt haben und sich noch in wirtschaftsfriedlichen, religiös- und nationaltendenziösen Verbänden befinden. Erst wenn die Mehrheit der polnischen Arbeiterklasse den Weg zu den Klassen-Gewerkschaften gefunden hat, wird auch der polnischen Arbeiterschaft eine neue Zukunft erstehen.

Eugen Peschka.



Verschmelzung der amerikanischen und der europäischen Gewerkschaften?

Der Vizepräsident des amerikanischen Gewerkschaftsbundes, Mathew Woll, macht den Vorschlag, einen Zusammenschluß zwischen diesem Verband und dem Amsterdamer internationalen Gewerkschaftsbund unter Ausschluß der sowjetrussischen Gewerkschaften herbeizuführen.

Aus der Wirtschaft

Für den Fall, daß die Vereinigten Staaten gemäß einem jetzt vorliegenden Gesetzesvorschlag einen prohibitiven Einfuhrzoll auf Zündhölzer legen, beabsichtigt die von dem Zündholzkönig Ivar Kreuger kontrollierte schwedische Zündholzindustrie, baldigst eigene Zündholzfabriken in den Vereinigten Staaten zu bauen.



Kreugers Sprung über die amerikanische Zollmauer

Kongreß des finnischen Gewerkschaftsbundes

Dem Mitte Mai in Helsingfors abgehaltenen finnischen Gewerkschaftskongreß wurde mit einer gewissen Spannung entgegengesehen, weil sich die Gegensätze innerhalb der Gewerkschaften zwischen Kommunisten und Sozialdemokraten in letzter Zeit so zugespitzt haben, daß eine Spaltung zu befürchten war. Die Gegensätze sind natürlich überwiegend politischer Art, was auch aus den zahlreichen Gruppensitzungen hervorging, die die beiden Richtungen während des Kongresses abhielten und die die Kongreßverhandlungen in hohem Maße verzögerten. Die Kommunisten hatten auf dem Kongreß die große Mehrheit, was jedoch keineswegs ein richtiges Bild des Stärkeverhältnisses in den Gewerkschaften ergibt. Denn die Wahlen zum Kongreß wurden durch einfache Stimmenmehrheit entschieden.

Alle Debatten drehten sich um parteipolitische Streitfragen. Es wurde eine Reihe gegen die Sozialdemokratie gerichteter Resolutionen angenommen, und die Kongreßmehrheit hielt durchwegs eine rein kommunistische Linie ein. Das Hauptinteresse konzentrierte sich auf folgende 3 Fragen: die internationalen Beziehungen, die parteipolitische Neutralität und der Beschluß der sogenannten Kopenhagener Konferenz, betr. einen Gegenseitigkeitsvertrag mit den Russen. In den beiden ersten Fragen wurden die früher gefaßten Beschlüsse betr. die Wahrung der politischen Neutralität und die Unabhängigkeit von beiden Gewerkschafts-Internationalen aufs neue bestätigt, während ein Antrag der Sozialdemokraten auf Anschluß an Amsterdam verworfen wurde. Es braucht wohl nicht erst dargelegt zu werden, daß die Kommunisten ihre eigenen Ansichten über die politische Neutralität haben und bisher dem betr. Beschluß nie nachgekommen sind. Der auf der Konferenz in Kopenhagen gefaßte Beschluß betr. den Abschluß eines Gegenseitigkeitsvertrages zwischen den gewerkschaftlichen Landeszentralen in Norwegen, Finnland und Rußland erhielt die prinzipielle Zustimmung des Kongresses, soll aber vorläufig nicht in Kraft treten. Ein Antrag auf Bildung eines Gemeindearbeiterverbandes wurde abgelehnt. Da der Kongreß somit in allen Fragen eine rein kommunistische Einstellung bekundete, lehnten die bisherigen sozialdemokratischen Vorstandsmitglieder eine Wiederwahl ab, so daß der neue Vorstand ausschließlich aus Kommunisten zusammengesetzt ist.

Die Aussichten auf die Aufrechterhaltung der gewerkschaftlichen Einheit in Finnland sind nicht besonders günstig. Das Auftreten der Kommunisten ist so herausfordernd, daß die Sozialdemokraten ihre ganze Selbstüberwindung nötig haben, um ihre Arbeit innerhalb der Gewerkschaften fortzusetzen. Die Gegensätze sind zur Zeit so zugespitzt, daß ein Tropfen genügt, um den Becher zum Ueberlaufen zu bringen. Auch der kommunistische Vorstand ist in zwei Richtungen verteilt, die sich heftig bekämpfen und bisher nur von dem Bestreben zusammengehalten wurden, den Einfluß der sozialdemokratischen Mitglieder auszuschalten. Aus einer von den sozialdemokratischen Kongreßdelegierten veröffentlichten Darstellung ihrer Stellungnahme zu den auf dem Kongreß behandelten Fragen geht hervor, daß die sozialdemokratischen Gewerkschaftsmitglieder gewillt und bestrebt sind, die Einheit der Gewerkschaftsbewegung zu bewahren und vorläufig ihre Arbeit innerhalb der Gewerkschaften fortzusetzen.

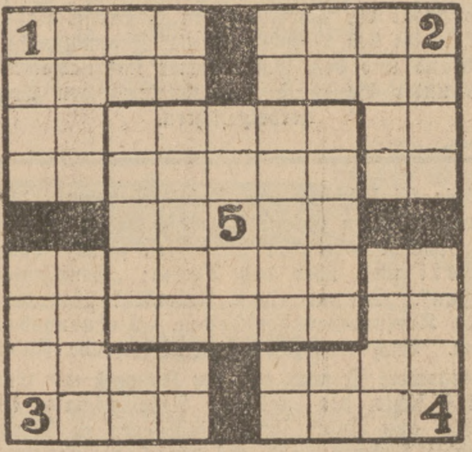
Gewerkschaftliche Konzentration in Schweden

Zwischen dem schwedischen Gewerkschaftsbund und der syndikalistischen Landeszentrale „Sverges Arbetares Centralorganisation“ sind in letzter Zeit Verhandlungen über den Zusammenschluß beider Landeszentralen geführt worden. Diese Besprechungen sind nunmehr so weit gediehen, daß in bezug auf einen Vorschlag ein Einverständnis erzielt wurde, wonach die syndikalistische Landeszentrale, die zur Zeit rund 30 000 Mitglieder zählt, ab 1. Januar 1930 ihre Tätigkeit einstellen wird. Innerhalb der Industrien, in denen die syndikalistische Landeszentrale vertreten ist, sollen zwischen den betreffenden Verbänden über die näheren Einzelheiten der Verschmelzung Sonderverhandlungen stattfinden.

Dieser Vorschlag wird nun den kompetenten Organisationsinstanzen unterbreitet werden. Während es so gut wie sicher ist, daß die schwedische Landeszentrale dem Vorschlag zustimmen wird, ist es noch zweifelhaft, ob er auch bei den Syndikalisten allgemeine Zustimmung finden wird. Jedenfalls erheben sich von anarcho-syndikalistischer Seite bereits Stimmen gegen den Vorschlag sowie die „verräterischen“ Führer, die ihren Namen darunter gesetzt haben. Trotzdem muß der Hoffnung Ausdruck gegeben werden, daß die vernünftigen Elemente die Oberhand gewinnen und damit die vollständige Einheit der schwedischen Gewerkschaften verwirklicht werden kann.

Rätsel-Ecke

Magisches Figurenrätsel



Die Figur besteht aus vier Seitenquadraten und einem Innenquadrat. In die Quadrate sind Buchstaben so zu setzen, daß sich Wörter ergeben, die wagerecht und senkrecht gleichlauten und folgende Bedeutung haben:

I: 1. Kohleprodukt, 2. Mädchenname, 3. Mädchenname, 4. Papiermaß.

II: 1. Hast, 2. römischer Kalendertag, 3. Kummer, 4. Schluß.

III: 1. Fische, 2. germanische Götter, 3. Fluß in Sibirien, 4. biblische Figur.

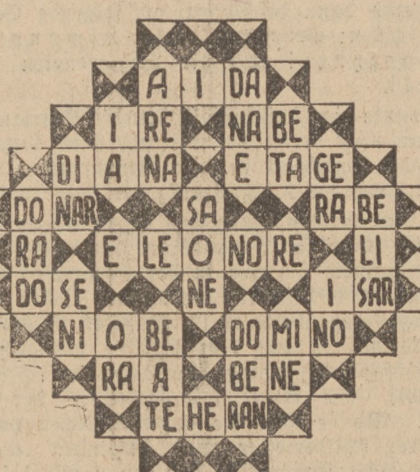
IV: 1. Vogelbehausung, 2. Prophet, 3. Anrede des Königs, 4. chinesische Münze.

V: 1. Etwas Unsterbliches, 2. Stadt im Rheinland, 3. Speisezusatz, 4. Fluß in Hannover, 5. himmlisches Wesen.

Silbenrätsel

Aus den Silben: ast — at — au — ä — be — bel — ber — chlo — cho — der — dom — don — e — e — eg — er — ent — esb — form — fort — fung — ga — gard — ge — gust — horn — hu — il — imp — jerg — kom — las — lau — le — le — lend — lis — lu — man — mau — mel — men — mi — mund — mur — na — na — ne — ne — nep — ners — netz — nie — on — ra — ra — ter — ro — rohr — se — si — sieg — star — ta — tag — ther — ti — tun — wald — we sind 28 Wörter zu bilden, deren erste und vierte Buchstaben von oben nach unten gelesen einen Sinn ergeben. (ch ein Buchstabe). 1. Benennung für Luft im Weltenraum. 2. weiblicher Vorname. 3. von Vielen n. ang. zauberhaftes Schutzmittel. 4. Benennung für Schwärmer. 5. Reiherart. 6. landwirtschaftliches Gerät. 7. Handwerker. 8. Stadt in Jütland. 9. Stadt in Belgien. 10. männlicher Vorname. 11. Krankheit. 12. Flachland. 13. westdeutsches Gebirge. 14. ein jeder strebt danach. 15. Kartenwerk. 16. Gott des Meeres. 17. Zersetzungsprodukte. 18. Not. 19. Fanggerät. 20. Monat. 21. Signalhorn auf See. 22. Stadt in der Provinz Pommern. 23. ang. Schutzmittel gegen Krankheiten. 24. ätherische Flüssigkeit. 25. Handwerker. 26. festliche Beleuchtung. 27. Baum. 28. Wochentag.

Auflösung des Silben-Kreuzworträtsels



Auflösung des Silbenrätsels

Nur ein Weltfriede
Bringt uns wahre Menschenliebe.

1. Note. 2. Urlaub. 3. Rhone. 4. Efendi. 5. Igel. 6. Neunzehn. 7. Weinstube. 8. Etsch. 9. Le Mans. 10. Tyssen. 11. Franzose. 12. Rum. 13. Ilse. 14. Eifer. 15. Dach. 16. Emma. 17. Barrow. 18. Rathaus. 19. Indien. 20. Niveau. 21. Gambit.

Mitteilungen des Bundes für Arbeiterbildung

Nikolai. Da die letzte Generalversammlung des Bundes für Arbeiterbildung nicht beschlußfähig war, findet die nächste Generalversammlung am Sonntag, den 9. Juni 1929 im Lokal „Freundschaft“, nachmittags 3 Uhr, statt. Diesmal wird die Generalversammlung ohne Rücksicht auf die Zahl der erschienenen Mitglieder durchgeführt. Von großer Wichtigkeit wäre es aber, daß alle Genossen, Genossinnen, sowie Freigewerkschaftler restlos erscheinen.

Versammlungskalender

D. S. A. P. und Arbeiterwohlfahrt.

Schwientochlowitz. Sonntag, den 16. Juni, vormittags 9 Uhr, bei Fromer, Langestraße.

Ober-Lazisk. Sonnabend, den 8. Juni, abends bei Mucha.

Mikolow. Sonntag, den 9. Juni, nachmittags 2½ Uhr, im Lokal „Freundschaft“. — Referent: Genosse Kowoll.

Programm der D. S. J. P. Königshütte.

Sonntag, den 9. Juni: Schnitzeljagd in Beta.

Kattowitz. (Ortsausschuß.) Am Sonnabend, den 8. Juni cr., abends 7 Uhr, findet im Zentral-Hotel die fällige Sitzung statt. Wegen der Wichtigkeit der Tagesordnung wird um vollzähliges Erscheinen der Delegierten gebeten. — Eine Stunde vorher Vorstandssitzung im Zimmer 23.

Kattowitz. (D. M. V.) Am Sonntag, den 9. Juni 1929, vormittags 10 Uhr, findet im Zentral-Hotel in Kattowitz eine Mitgliederversammlung statt. Tagesordnung: 1. Referat über ein sehr aktuelles Thema. 2. Verschiedenes. In Anbetracht des sehr wichtigen Themas wird bestimmt vollzähliges Erscheinen aller Mitglieder erwartet.

Neudorf. (Bergbauindustrieverband.) Am Sonntag, den 9. Juni 1929, vormittags 10 Uhr, findet die Mitgliederversammlung des Bergbauindustrieverbandes bei Herrn Goretzky statt. Ref. Nietsch.

Janow. (Freidenker.) Am Sonntag, den 9. d. Mts., vormittags 10 Uhr, findet bei Herrn Kotyrba, Janow, eine Mitgliederversammlung der Freidenker- und Feuerbestattung statt.